Saat und Ernte.

Roman

von

Armand,

Verfasser von „Bis in die Wildniß“, „An der Indianergrenze“, „Ralph Norwood“, „Der Sprung vom Niagarafall“ ꝛc. ꝛc.

Zweiter Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erstes Kapitel.

Mit dem Gischt der Woge stürzte Harry in die nächste Tiefe hinunter und versank. Die Sinne waren ihm für den Augenblick vergangen; dem Tode aber widersetzt sich jedes lebende Wesen in jedem Zustand, darum, als Harry statt Luft Wasser in den Mund strömte, wehrte er sich gegen das erstickende Element mit Händen und Füßen und im nächsten Augenblick tauchte er wieder über der Flut auf. Mit dem ersten tiefen Athemzug kehrte auch sein Bewußtsein zurück, er fühlte, daß er in der See lag, und erinnerte sich, wie die Welle ihn von Holcroft's Seite gerissen hatte. Er blickte um sich, er sah nichts, schwarze Nacht umgab ihn, er hörte nichts als das Donnerrollen und Stürzen der Wogen und das Brausen und Pfeifen des Orkans. Dieser nächste Augenblick hatte ihm seine Lage vollkommen klar gemacht; mit einem Hülferuf, den der Sturm seinem eigenen Ohr entführte, breitete er hastig die Arme aus und that Zug

um Zug, als könne er mit Schwimmen das entflohene Schiff noch einholen.

„Hülfe, Hülfe!“ schrie er wieder und wieder, griff immer schneller aus und suchte von dem Gipfel jeder Woge die Finsterniß mit seinem Blick zu durchdringen. Er war verloren und seine Zukunft zählte nur noch nach Minuten, das fühlte er, denn seine Kräfte ließen nach und der Gedanke, daß er jetzt schon das Leben verlassen sollte, durchbebte ihn mit einem Gefühl nahender Ohnmacht. Dennoch arbeitete er fort und flehte den Himmel laut um Hülfe an; er hätte gern seine Hände gefaltet, wenn er sie nicht hätte gebrauchen müssen, um dem Tode sein Leben streitig zu machen. Von Minute zu Minute aber nahm seine Entkräftung zu, er konnte die Arme kaum noch durch das Wasser bewegen, und die Flut strich ihm fortwährend über den Mund, da griff er in der Verzweiflung noch einmal weit aus und stieß mit seiner Rechten an einen harten Gegenstand. Mit der Hast der Todesangst faßte er zu und ergriff mit beiden Händen eine lange schwere Bohle, die wahrscheinlich von dem Verdeck der Barke weggeschwemmt worden war.

„Gott Lob“, rief er aus, klammerte sich an derselben fest, um wieder zu Athem zu kommen, und hob sich nach und nach immer weiter auf dem Ende des Bretes hinauf, bis er dasselbe zwischen seinen Beinen

hielt und er, auf ihm reitend, von den Wogen fortgetragen wurde.

„Gott Lob! Gott Lob!“ wiederholte er mit einem Blick nach oben und ein Hoffnungsstrahl drang in seine Seele ein. Für den Augenblick wenigstens war er dem Tode entrissen und der Gedanke, daß das Tageslicht ihm das Boot seiner Gefährten zeigen und man ihn gewahren würde, fachte die aufkeimende Hoffnung noch mehr an. Woge auf Woge nieder ritt er mit fliegender Eile auf der grausigen Bahn dahin, der Sturm jagte den Gischt der See hinter ihm her, und von Zeit zu Zeit stürzte sich der Kopf einer Welle von hinten über ihn und begrub ihn für Augenblicke unter sich. Harry aber hielt das vor ihm aufstehende Ende der Bohle mit beiden Händen wie mit eisernen Klammern fest und tauchte immer wieder über der Flut auf.

Wohl nie im Leben hat ein Mensch heißer und verlangender das Erscheinen des Tages ersehnt als Harry Williams in dieser Zeit, denn die Finsterniß verdoppelte das Entsetzliche seiner Lage. Endlich, endlich zitterte ein Schimmer von Helligkeit über das weite Meer und Harry konnte die Wogen unterscheiden, auf denen er emporschoß, und die Abgründe erkennen, in welche er hinabsank. Auch die Wolken über ihm brachen sich und hier und dort blitzte ein einzelner Stern zwischen denselben

hervor. Der Tag stieg am östlichen Himmel auf und der Sturm ließ an Heftigkeit nach, doch die Wogen rollten noch immer hohl und fürchterlich, und von einer jeden, auf deren Höhe Harry gehoben wurde, sandte er seinen Blick spähend über die weite Wassereinöde um den Horizont, nirgends aber fand sein Auge einen Haltpunkt, bis in die weiteste Ferne war nichts zu sehen als schaumgekrönte Wogen. Ein entsetzliches Gefühl der Verlassenheit, der Einsamkeit kam über ihn, und die Hoffnung, mit der er den Tag begrüßt hatte, schwand wieder aus seiner Seele. Die Verzweiflung, die ihn dagegen erfaßte, steigerte sich noch mehr bei dem Gedanken, daß er durch eigene Schuld seine Lage herbeigeführt und daß er sie für seine Handlungen vollkommen verdient habe. Jetzt sah er es ein, wie unverzeihlich er gegen die Familie Morgan gehandelt hatte, jetzt suchte er die Fälschung der Note im Namen seines Freundes nicht mehr vor sich selbst zu beschönigen und warf sich mit Angst und Reue diese Handlungen als die Ursachen seiner gegenwärtigen Lage vor. Er sah den Tod vor Augen, nur in welcher Weise derselbe ihn ereilen würde, das war noch ungewiß, und mit Schrecken dachte er daran, daß er langsam auf diesem Bret verschmachten müsse, um endlich doch zu ertrinken. Warum denn aber machte er nicht gleich seinem elenden Dasein

ein Ende? Weil sein Blick noch in jeder Sekunde am Horizont suchte, ob er kein Schiff erspähen könne. Er befand sich in dem Hauptfahrwasser der Küstenschiffe, das wußte er gewiß, und wie leicht konnte ein Fahrzeug des Weges kommen und ihn retten! Er hielt fest an der Planke.

Der Wind erstarb mehr und mehr, die Wogen verloren ihren Schaum und dehnten sich länger und breiter aus und der Himmel wurde wolkenleer. Die ersten Blicke der Sonne hatten Harry wohl gethan, weil sie ihn erwärmten, als dieselbe aber höher stieg und ihre Strahlen senkrecht auf ihn niederbrannten, da mußte er Wasser über sein Haupt gießen, um ihre Glut ertragen zu können.

Der furchtbarste Feind und der sichere Träger des Todes, der Durst, meldete sich jetzt bei Harry, seine Lippen wurden trocken und die Zunge blieb ihm am Gaumen haften. Der Anblick des ihn umflutenden Wassers wollte ihn zur Verzweiflung bringen, er bückte sich lechzend nach ihm nieder, es kam ihm vor, als ob er sich nimmer satt trinken könne, und doch durfte er sich kaum die Lippen damit kühlen. Die Sonne wurde ihm furchtbar und unerträglich, und so sehr er nach dem Tage verlangt hatte, so sehnlichst sah er dem Abend entgegen, der ihm Kühlung bringen sollte. Die Glut aber, die

Fieberhitze, die der Durst in seine Adern goß, die konnte selbst die Nacht nicht kühlen, und als die Sonne sich neigte und die Dämmerung ihre schauerlichen Schatten wieder über das Meer breitete, steigerte sich die Unruhe, die unheimliche Glut in Harry's Körper nur noch mehr. Bis jetzt hatten seine jugendlichen Kräfte in der Aufregung der Gefahr alle Müdigkeit von ihm fern gehalten, als aber die Nacht ihren Mantel dichter um ihn zog, wurden ihm die Lider schwer und der Schlaf wollte ihn gewaltsam in die Arme schließen. Er wankte hin und her auf dem Brete, obgleich links und rechts der Tod ihn angähnte, mit aller Kraft klammerte er seine Hände an die Bohle fest und hielt mit Gewalt die Augen weit geöffnet. Immer aber nickte er wieder zusammen, die Augen fielen ihm zu und er bekam das Uebergewicht nach der einen oder andern Seite. Dann fuhr er entsetzt in die Höhe und suchte das Gleichgewicht wieder zu halten. So verbrachte er die Nacht mit immer größerer Anstrengung, nach und nach stellte sich ein Zustand zwischen Wachen und Schlafen bei ihm ein, er schlief mit halb offenen Augen, und der Gedanke, daß er nicht schlafen dürfe, hielt halb die Besinnung in ihm zurück. Es war ein übernatürlicher Kampf, den er focht, und in seinem Halbtraume sehnte er sich nach der Sonne, die ihm helfen sollte, wach zu

bleiben. Der Schlaf wurde immer mächtiger, die Lider wurden immer schwerer und die Kräfte schienen aus seinen Händen zu entweichen. Plötzlich schlossen sich seine Augen, seine Arme sanken an ihm herab, sein Oberkörper neigte sich auf die Bohle, und mit ihr umschlagend stürzte er in die Flut. Wie ein Blitzstrahl schoß die volle Besinnung wieder in ihn zurück, er griff um sich und faßte durch das Wasser hin — die Rettungsbohle war verschwunden. Mit verzweifelter Angst hob er sich hoch über die Flut empor und schaute um sich, denn der Tag war schon im Nahen und er konnte seine nächste Umgebung erkennen. Sein Blick von der Höhe der Welle suchte vergebens nach dem Stück Holz, und mit dem sichern Bewußtsein, daß es jetzt mit ihm zu Ende gehe, sank er mit der Flut in die Vertiefung hinab. Noch einmal hob er flehend seine Augen zum Himmel auf und über ihm aus der Spitze der nächsten Woge schaute das Ende des Bretes hervor. Er raffte alle Kräfte zusammen, Zug um Zug riß er die Arme durch das Wasser und nach wenigen Augenblicken hielt er das Holz wieder umfaßt. Jetzt blieb er wach, der letzte Anflug von Schlaf war aus ihm verschwunden, wenn auch seine geistige und körperliche Mattigkeit rasch zunahm. Er fühlte es, lange konnte er nicht mehr leben, der Durst und jetzt auch der Hunger mußten ihn

bald seinem Ende zuführen und ihm die letzten Kräfte rauben, sodaß er sich nicht mehr auf dem Bret über Wasser halten konnte.

Die Sonne stieg blutroth über dem Meeresrande auf und zeigte Harry abermals die ganze Oede, die ihn umgab; wieder ließ er seinen Blick um den Horizont wandern, aber kein Rettungszeichen wollte ihm erscheinen. Alle Hoffnung war hin und die wilde Verzweiflung machte einer dumpfen Ergebung in sein Schicksal Platz. Dennoch hielt er seine Hände gefaltet, wie er so auf und ab über die sich immer mehr glättenden Wogen hinfuhr, und flehte seinen Schöpfer um Hülfe an. Er hatte lange Zeit so in stumpfer Abspannung auf dem sich schaukelnden Bret gesessen, ohne um sich zu schauen, der Wind war vollständig erstorben und die Sonnenglut begann ihn wieder unerträglich zu martern, als er hinter sich schaute und einen weißen Punkt gewahrte, der ihm über den Meeresrand hervorzuragen schien. Im nächsten Augenblick aber war er wieder in die Vertiefung zwischen zwei Wogen gesunken und verlor dadurch den Punkt aus den Augen. Als ihn aber die folgende Welle abermals emporhob, hatte er ihn sofort mit seinem spähenden Blick erfaßt und überzeugte sich jetzt, daß es wirklich ein Segel war, welches hinter ihm herkam. Neues Leben, neue Kraft fuhr durch seine Glie-

der, er richtete sich möglichst hoch empor und hielt seinen Blick unbeweglich auf das Schiff gerichtet, um zu sehen, ob es näher käme. Schon nach Verlauf einer halben Stunde tauchte das ganze Fahrzeug über dem Meere auf, sodaß Harry den Rumpf desselben wie einen schwarzen Punkt unter dem Segel erkannte. Wie aber war es möglich, daß das Schiff näher kommen konnte, da doch in Harry's Nähe sich kein Lüftchen regte? Der Wind mußte von dort her mit ihm im Heranziehen sein. Es kam aber augenscheinlich näher und zwar in gerader Richtung auf den Schiffbrüchigen zu. Er betete, flehte, rang die Hände, weinte und gelobte, nun und nimmer wieder etwas zu thun, wodurch er strafbar würde. Jetzt kam der Wind vor dem Schiffe hergezogen, ein langer weißer Streif auf den Wogen kündete ihn schon von weitem an, und bald spielte er erfrischend um Harry's heißen Mund. In kurzer Zeit mußte man ihn von dem Verdeck des Schiffes aus sehen können. Wie aber, wenn man ihn nicht gewahrte und an ihm vorübersegelte? Der Gedanke erfaßte Harry mit Entsetzen, er stierte nach dem Schiffe hin, als wollten seine Augen aus ihren Höhlen springen, er hob sich so hoch empor, als es ihm möglich war, und winkte fortwährend mit der Hand. Das Fahrzeug kam mit vollen Segeln schnell heran, schien aber in einiger Ent-

fernung an Harry vorüberfahren zu wollen. Seine Angst hatte den höchsten Punkt erreicht; er warf seine Kleidung von sich, riß sein Hemd über den Kopf, hob es in seiner Rechten hoch empor und schwenkte es über sich durch die Luft.

„Gott sei gedankt!" rief er nach einer Weile aus, denn man hatte ihn bemerkt, das Schiff änderte plötzlich seine Richtung und kam jetzt gerade auf ihn zu. Er sah, wie die Mannschaft Vorbereitungen traf, um ihn aufzufischen, denn es stellten sich mehrere Männer auf die Brüstung und hielten Taue in ihren Händen. Brausend schnitt das prächtige Schiff durch die Wogen auf Harry zu, wandte sich aber halb gegen den Wind, wodurch seine Eile sofort gemäßigt wurde, und trieb nun langsam an den Verunglückten heran. Da flogen drei lange Taue, zugleich von den Matrosen geworfen, nach ihm hinab, er ergriff eins derselben mit beiden Händen, klammerte sich daran fest und wurde, bis an die Seite des Schiffes gezogen, wo hinunter mehrere der Mannschaft stiegen, ihn erfaßten und auf das Verdeck hinauf beförderten. Kaum aber hatte er dasselbe betreten, da sank er wie leblos zusammen und eine tiefe Ohnmacht bemächtigte sich seiner. Als er wieder zu sich kam, lag er im Schatten der Segel auf einem Lager von Decken hingestreckt und um ihn her

stand die Schiffsmannschaft und schaute ihn theilnehmend an.

„Wasser! Wasser!“ waren die ersten Worte, die seinen trockenen Lippen entfuhren. Der frische Trunk wurde ihm gereicht, und nachdem er denselben bis auf den letzten Tropfen zu sich genommen hatte, sank er mit einem tiefen Athemzuge abermals machtlos zurück und schloß die Augen. Die Labung fachte aber bald seine Lebenskräfte wieder an, er fühlte sich erfrischt und gestärkt und nahm nun auch die Speise, die man ihm reichte, zu sich. Während dieser Zeit begann er zu überlegen, in welcher Weise er sich dem Kapitän vorstellen sollte, da seiner Meinung nach hiervon die Art der Behandlung abhing, welche man ihm an Bord zu Theil werden lassen würde. Er beschloß, den Namen Rochier, den eine der reichsten und angesehensten Creolenfamilien Louisianas trug, anzunehmen und sich für einen Plantagenbesitzer in diesem Lande auszugeben. Wenn ihm auch eine innere Stimme diese Unwahrheit vorwarf, so meinte er doch, daß eine so harmlose Nothlüge erlaubt sei, zumal in einer so verzweifelten Lage, wie die seinige es augenblicklich war.

„Nun sagen Sie mir aber, junger Mann, haben Sie denn Schiffbruch erlitten oder sind Sie über Bord gefallen?“ hob der Kapitän zu Harry gewandt an und setzte sich neben ihm auf den Fußboden nieder.

„Schiffbruch, einen vollständigen Schiffbruch“, antwortete Harry, indem er sich auf den Ellenbogen stützte. „Der Sturm nahm uns zuerst Masten und Segelzeug, dann faßten uns die Seen, schlugen das Ruder und die Brüstungen entzwei und zerschmetterten endlich das Schiff selbst, sodaß es in tausend Stücke auseinanderfiel. Ich glaube, ich bin der Einzige, der das Leben davongetragen hat; meine Gefährten sind sicher sämmtlich umgekommen.“

„Es war aber auch ein Sturm, wie ich nur wenige erlebt habe“, sagte der Kapitän. „Wohin war denn Ihr Schiff bestimmt?“

„Nach Brasilien. Ich befand mich als Passagier darauf und zwar auf einer Erholungsreise. In Louisiana, wo meine Plantagen liegen, muß man im Sommer sehr von der Hitze leiden und ich sehnte mich nach der frischen Seeluft“, entgegnete Harry und setzte lächelnd noch hinzu: „Beinahe aber hätte ich zu viel davon bekommen.“

„So sind Sie Plantagenbesitzer?“ fiel der Kapitän mit einer leichten Verbeugung ein und setzte sich etwas gerader.

„Ja wohl, Kapitän. Mein Name ist Rochier, und wahrscheinlich haben auch Sie schon von meiner Baumwolle durch den Ocean geführt. Meine Ernte beläuft sich jährlich ungefähr auf zweitausend Ballen“, sagte

Harry mit einem gleichgültigen Tone und streckte sich länger auf seinem Lager aus.

„Rochier?“ nahm der Kapitän überrascht das Wort. „Allerdings habe ich schon sehr viel Wolle mit Ihrem Namen gezeichnet nach England gebracht. Als guten Engländer freut es mich nun doppelt, Ihnen das Leben erhalten zu haben, Herr Rochier; denn Baumwolle ist uns so unentbehrlich wie Brod. Ich glaube aber, jetzt würde Ihnen ein Glas Madeira recht gut thun, ich habe etwas Feines davon an Bord.“

Damit erhob sich der Kapitän und eilte nach der Kajüte, Harry aber blickte ihm lächelnd nach und erinnerte sich des Grundsatzes seines Freundes Holcroft, sich auf Kosten Anderer das Leben möglichst angenehm zu machen.

Der Kapitän kehrte bald mit einer Flasche und einem Glase in der Hand zurück und credenzte dem vermeintlichen Plantagenbesitzer und Baumwollenlieferanten den goldenen Wein, den dieser mit großem Wohlbehagen zu sich nahm.

„Der Wein ist gut, Kapitän. Haben Sie viel davon an Bord?“ fragte Harry, nachdem er das zweite Glas geleert hatte.

„Nun, wohl einige Dutzend Flaschen“, entgegnete der alte Seemann.

„Sie müssen mir dieselben überlassen; der Zufall zwingt mich ja doch, mir einen Credit bei Ihnen zu erbitten", fuhr Harry lächelnd fort.

„Mit Vergnügen stelle ich Alles, was ich an Bord habe, zu Ihrer Verfügung, und wenn wir in Madeira, dem Ziel meiner Reise, landen, so dürfen Sie auch über meine Kasse verfügen, denn dort werden Sie wohl keine Bekanntschaft haben", bemerkte der Kapitän mit großer Höflichkeit.

„Freilich nicht. Wie sollte mein Name in Madeira bekannt geworden sein, meine Baumwollenballen gehen ja nicht dorthin. Desto besser aber kennt man mich in London und namentlich in Liverpool, wo ich Ihnen die große Schuld, die ich bei Ihnen machen muß, auszahlen lassen werde", entgegnete Harry scherzend, fügte aber mit feierlichem Tone noch hinzu: „Die Schuld zwar für die Erhaltung meines Lebens, die werde ich Ihnen wohl schwerlich abtragen können, so gern ich es auch thun möchte. Jedenfalls erwarte ich, daß Sie mich von Ihrem nächsten Besuch in Neuorleans sofort unterrichten, damit ich eine Gelegenheit erhalte, mich Ihnen dankbar zeigen zu können." Bei diesen Worten ergriff Harry die Hand des Kapitäns und schüttelte sie mit wirklich aufrichtigem Dankgefühl, wenn auch die Unwahrheit, die er ihm zugleich sagte, ein schlechter Zeuge dafür war. Hätte es

augenblicklich in seiner Macht gelegen, den Mann für seine Hülfe fürstlich zu belohnen, so hätte er es sicher mit Freuden gethan. Dies war aber nicht der Fall, er war sogar in der allerhülfsbedürftigsten Lage, und es schien ihm kein Unrecht zu sein, sich dieselbe so erträglich als möglich zu machen; wäre Holcroft noch am Leben, dachte Harry, so würde derselbe ihm für sein Verfahren sicher Lob ertheilt haben.

Der Kapitän bot Alles auf, um seinem so unverhofft erhaltenen Passagier den Aufenthalt auf seinem Schiffe angenehm zu machen; er räumte eine Kajüte, die er mit Waaren vollgepackt hatte, für ihn aus, bewirthete ihn nach allen Kräften auf das beste, überließ ihm seine Weine und Cigarren zum Einkaufspreis und öffnete ihm seine Garderobe zum freien beliebigen Gebrauch. Harry dagegen ließ keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, sich für die Stunden der schrecklichsten Foltern, die er auf dem Brete im Meere zugebracht hatte und die ihm wie so viele Jahre vorgekommen waren, zu entschädigen, und als das Schiff Madeira erreichte, war die letzte Flasche Wein des Kapitäns geleert und dessen letzte Cigarre geraucht.

Kaum hatte das Fahrzeug in dem Hafen von Funchal, der Hauptstadt der Insel, seine Anker fallen lassen, als der Kapitän sich an das Land begab, um auf dem

Zollamte seine Geschäfte zu besorgen. Harry begleitete ihn, um für seinen unbestimmten Aufenthalt hier ein Hotel zu wählen, denn er wollte eine Gelegenheit nach Rio de Janeiro oder nach den Vereinigten Staaten erwarten.

„Sie werden nun Geld nöthig haben, verehrter Herr Rochier", sagte der Kapitän zu Harry, als sie aus dem Zollhause traten; „wenn Sie mich zu den Herren begleiten wollen, an welche ich adressirt bin, so werde ich es Ihnen dort auszahlen lassen. Wie viel wünschen Sie zu haben?"

„Nun, etwa tausend Dollars. Ich gebe Ihnen dann für meine ganze Schuld eine Anweisung auf Liverpool, welche Sie, da Sie doch von hier nach London segeln, recht gut dort gebrauchen können. Zu dieser Schuld rechne ich hundert Flaschen des besten Weins, der hier zu bekommen ist, welchen ich mir erlaube Ihnen zum Geschenk zu machen. Sie müssen mir den Gefallen thun und ihn selbst auswählen und mir dann die Summe nennen, die Sie dafür bezahlten, damit ich Sie zu meiner Schuld schreibe", sagte Harry im Vorwärtsschreiten, worauf der Kapitän einige Einwendungen wegen zu großer Güte machte, die jener aber mit dem Bemerken zurückwies, daß es ja nicht der Mühe werth wäre, um diese Kleinigkeit nur ein Wort zu verlieren.

Bei den Geschäftsfreunden des Kapitäns angelangt, stellte dieser ihnen seinen Passagier als einen der ersten Baumwollenpflanzer Louisianas Namens Rochier vor und ließ ihm tausend Dollars baar auszahlen.

Harry vergaß nun die Leiden, die ihn betroffen hatten, das Leben lachte ihn wieder heiter an und seine Mittel gestatteten ihm, dessen Freuden zu genießen. Durch die Geschäftsfreunde des Kapitäns wurde er in viele Familien eingeführt, der amerikanische Consul, dem er als Herr Rochier einen Besuch abstattete, machte ihn in den besten Gesellschaften bekannt, und da Harry der spanischen Sprache vollkommen mächtig war, wurde es ihm nicht schwer, sich mit den Portugiesen zu verständigen. Seine elegante, liebenswürdige Persönlichkeit bahnte ihm auch hier den Weg zu der Gunst der Damen, zumal da man in ihm den unermeßlich reichen Plantagenbesitzer aus Louisiana vor sich sah.

Schon nach Verlauf von einer Woche war der Kapitän zur Abreise bereit; Harry gab ihm einen Wechsel auf eins der ersten Häuser in Liverpool über den ganzen Betrag, welchen er ihm schuldig geworden war, versicherte ihn seines unbegrenzten ewigen Dankes und schied von ihm auf baldiges frohes Wiedersehen in Neuorleans.

In unbestimmter Zeit erwartete man ein Schiff,

welches nach Rio de Janeiro expedirt werden sollte und mit welchem Harry Willens war seine Reise wieder anzutreten. Wenn er nun auch danach verlangte, der Insel den Rücken zu kehren, ehe Nachricht von seinem liebevollen hülfreichen Kapitän von London ankommen konnte, so wurde ihm der Aufenthalt in Funchal doch mit jedem Tage angenehmer und interessanter, sodaß es ihn mit Leid erfüllte, als man ihm eines Morgens die Anzeige von der Ankunft des erwarteten Schiffes machte. Dasselbe sollte schon in einer Woche wieder unter Segel gehen, und nun drängten sich die Belustigungen und Vergnügungen, die man Harry zu Ehren veranstaltete, denn alle seine Bekannten wünschten sich ihm vor seiner Abreise noch einmal aufmerksam zu erweisen. Außer diesen geräuschvollen Freuden aber, womit man ihm Lebewohl sagen wollte, harrten seiner im Verborgenen noch viele wonnige Augenblicke des Abschieds, in denen manche Thräne, von schönen dunkeln Augen geweint, seine Wangen netzte und mancher glühende Kuß auf seinen Lippen brannte. Die Zeit hatte Flügel, der Tag der Trennung brach heran, und von Glückwünschen und tiefinnigen Grüßen begleitet bestieg Harry das Schiff, welches ihn nach Rio de Janeiro tragen sollte.

In dem Staate Mississippi, hart an dem steilen hohen Ufer des Stroms gleichen Namens lag die alte Stadt Natchez, welcher in den letzten Jahren ein mächtiger Aufschwung zu Theil geworden war. Durch gute Verbindungswege in das Innere des Staates selbst, sowie in das gegenüberliegende reiche Louisiana war plötzlich der Handel in dieser Stadt so sehr gehoben, daß infolge davon die Zahl ihrer Bewohner sich wohl um die Hälfte vermehrt hatte. Neue Straßen erstanden in allen Richtungen wie durch einen Zauberschlag, prächtige Läden mit großen Schaufenstern reihten sich aneinander und auf den Trottoirs vor denselben drängten sich wogende Menschenmassen in geschäftiger Eile auf und nieder. Das Werft am Flusse war um das Doppelte vergrößert worden, Segelschiffe, Dampfer und riesige Produktenkähne aus den nördlichen Staaten kamen und gingen, und Güter aller Art lagen in ungeheuern Massen am Ufer hin aufgestapelt Das Geschäftsgewühl belebte Natchez bis spät in die Nacht hinein, wo dann die wilden lärmenden Klänge amerikanischer Lustbarkeiten die Stadt durchtönten. Reichthümer wurden erworben und Reichthümer vergeudet. Mit dem Zuströmen von Arbeits- und Verdienstlustigen hatte sich aber auch eine ungeheure Zahl von Taugenichtsen und Schwindlern eingefunden, um auf Kosten der Arbeitenden zu

leben, und infolge ihrer Gegenwart war Natchez durch die ganzen Vereinigten Staaten als ein Ort bekannt geworden, welcher sehr gute Aussichten für junge Advocaten biete. Dieser Stand war nun auch wirklich sehr reichlich und in jeder Qualität vertreten, der angesehenste und berühmteste Rechtsgelehrte aber in der Stadt blieb immer der langjährige Bürger derselben, Herr Portman.

Dessen Geschäftslokal oder Office befand sich dem Gerichtsgebäude gegenüber in einem der ältesten Häuser der Stadt, und zwar zu ebener Erde, sodaß man von dem Trottoir direct in das Arbeitszimmer eintrat. Dasselbe war sauber geweißt und mit den allergewöhnlichsten Möbeln versehen. In einem großen einfachen Schreibtisch, einigen hölzernen Armsesseln, einem Schaukelstuhl und einem hohen weißangestrichenen Schrank, um Papiere und Acten darin aufzubewahren, bestand die ganze Ausstattung des Geschäftszimmers dieses bis weit in den Norden hinauf berühmten Mannes. Allerdings hielt derselbe sich nur während einiger Sprechstunden des Vormittags hier auf und empfing die meisten Besuche in seiner prächtigen Privatwohnung.

Während der Zeit nun, daß er nicht selbst in seiner Office zugegen war, wurden seine Geschäfte dort durch einen Candidaten der Rechtswissenschaft besorgt, wie

dies überall in den Vereinigten Staaten Gebrauch ist. Junge Juristen arbeiten zu ihrer praktischen Ausbildung immer noch einige Zeit bei einem bewährten Rechtsgelehrten, ehe sie selbstständig als Advocaten vor die Schranken treten.

Der junge Mann nun, der sich regelmäßig des Morgens neun Uhr in der Office des Herrn Portman einfand und dort bis zwei Uhr dessen Geschäfte wahrnahm, war Albert Randolph. Kurze Zeit, nachdem er in Philadelphia seine Studien beendet hatte, war sein väterlicher Freund Herr März gestorben, und durch dessen Tod waren die Bande gelöst, die den jungen Mann an sein Haus fesselten.

Es war immer Albert's Absicht gewesen, sich in einem der südlichen Staaten niederzulassen, und der große Ruf, den Portman als Advocat hatte, veranlaßte ihn, demselben einen Besuch zu machen und ihm seinen Wunsch, einige Zeit unter seiner Leitung arbeiten zu dürfen, persönlich vorzutragen. Portman, dem er schon als Dichter und Schriftsteller bekannt war, hieß ihn freudig vollkommen, zumal da zufällig sein Gehülfe im Begriff stand, ihn zu verlassen.

Albert widmete sich hier ausschließlich seinem Fachstudium und blieb von aller Oeffentlichkeit und von allen Gesellschaften fern, so vielseitig man sich auch um

seine Bekanntschaft, um seinen Umgang bemühte. Portman's Familie war die einzige, in der er mitunter einen Abend verbrachte, und auch hier war es die belehrende Unterhaltung mit dem alten Herrn, die ihn dazu veranlaßte. Er bewohnte ein Privatlogis im zweiten Stocke eines alten Hauses, welches an einem kleinen, mit herrlichen Blütenbäumen umgebenen Platze stand. Hier in seinem nett eingerichteten kleinen Arbeitszimmer verbrachte er die Abende und einen großen Theil der Nächte an dem Schreibtisch, nachdem er von dem Spaziergange zurückgekehrt war, den er nach dem im Hotel eingenommenen späten Mittagsessen zu machen pflegte. Es war seine Gewohnheit, abends, wenn die Dämmerung hereinbrach, ehe er die Lampe anzündete, sich in das Fenster zu legen und seinem Geiste sowie seinem Auge einige Ruhe zu gönnen. Gleichfalls that er dies des Morgens, ehe die Sonne brannte, wenn noch die Kühle der entflohenen Nacht erfrischend in sein Zimmer wehte. Da nun die Abend- und Morgenluft überhaupt Jedermann nach den Fenstern, Balkonen und auf die hohen Treppen vor den Häusern lockte, so kam es, daß Albert bald nach seinem Einzug in seine Wohnung alle Persönlichkeiten in seiner Nachbarschaft vom Sehen kennen gelernt hatte, ohne sich jedoch für eine derselben besonders zu interessiren. Unter andern war ihm ein ältlicher Herr

aufgefallen, welcher ein prächtiges Haus gegenüber an der andern Seite des Platzes bewohnte und welcher, wie es schien, ein alter Junggeselle oder ein Wittwer war, denn außer ihm und der farbigen Dienerschaft hatte Albert niemals Jemand in das große Gebäude ein oder aus gehen sehen. Dieser Mann, ein angehender Fünfziger von kleiner, sehr corpulenter Gestalt, zeichnete sich immer durch eine ganz besonders gewählte, feine Toilette aus. Er liebte sehr das Bunte, denn sein Frack, seine Weste und sein Beinkleid standen bezüglich der Farbe stets im grellsten Widerspruch. Dabei hielt er auf blendend weiße Wäsche; der hohe Hemdekragen umgab seinen fetten rothen Hals wie ein Schneereif, unter welchem ein himmelblaues oder leuchtend rothes seidenes Tuch in leichtem Knoten verschlungen lag, den großen Brillant aber nicht bedeckte, der auf dem fein gefalteten Busenstreif blitzte. Das prächtige Haus, welches er bewohnte, die zahlreiche Dienerschaft und die herrliche Equipage, welche er hielt, zeugten von Reichthum und sein Gang und sein Benehmen von Stolz. Er grüßte sehr selten und dann nur sehr reiche Leute, für die andern schien er durchaus keinen Blick zu haben. Der alte Herr verließ regelmäßig des Morgens gleich nach dem Frühstück sein Haus und begab sich nach einem Leseclub, um die neuen Zeitungen durchzusehen. Dabei hatte Albert ihn oft aus

seinem Fenster lächelnd beobachtet und ihn immer für einen großen Thoren gehalten, weil er trotz seines vielen Geldes nur mit wenigen Leuten Umgang pflege und darum sein Leben nicht halb genieße. Er hatte ihn Dandon nennen hören, das war Alles, was er von ihm wußte.

Eines Abends gegen zehn Uhr kam Albert von Portmans, wo er zum Thee geblieben war, nach Hause und begab sich sogleich an seinen Schreibtisch, um noch einige Stunden zu arbeiten. Es war so still und traulich um ihn her, er fühlte sich so leicht, so wohl, und seine Stimmung wollte sich durchaus nicht mit der trockenen Juristerei vertragen. Er konnte seine Gedanken heute nicht an die Worte der Gesetzsammlung fesseln, und wenn er sie mit Gewalt auf dieselbe hinlenkte, so machte er im nächsten Augenblick einen Reim, einen Vers darauf. Die Poesie behielt diesmal die Oberhand, die Bücher wurden beiseite geschoben, seine Blicke hefteten sich auf das Blatt Papier vor ihm und auf den Flügeln der Phantasie zog seine Seele nach des Dichters Welt.

Da huschte ein großer buntglänzender Nachtschmetterling über das Papier und flatterte dann um das helle Glas der Lampe. Albert fuhr auf und schaute den bethörten Fremdling an, der wahrscheinlich in der schönen

Flamme, die ihn herbeigelockt, den Tod finden würde. Der Nachtvogel aber schien die Gefahr zu erkennen und schwirrte plötzlich wieder durch das offene Fenster in die Dunkelheit hinaus. Albert's Blick folgte ihm nach und blieb auf mehreren hellen Lichtern haften, deren Schein von der andern Seite des Platzes her die Finsterniß durchdrang.

„Ist das nicht in Dandon's Haus?" dachte Albert und schaute schärfer hinüber.

Freilich waren es Fenster in Dandon's Haus und zwar in dem ersten Stock, in welchem Albert noch niemals Licht bemerkt hatte.

Er stand unwillkürlich auf, trat an das Fenster und sah nun, daß das Balkonzimmer in jenem Gebäude hell erleuchtet war. Die Vorhänge waren zurückgezogen, die Altanthür stand auf und durch diese glänzte die große lichtverbreitende Kuppel einer Lampe, welche auf dem Tische vor dem Sopha stand.

Wem mochte diese Beleuchtung wohl gelten? Hatte Dandon Besuch angenommen?

Albert hatte eine Zeit lang so gestanden und neugierig hinübergesehen, als plötzlich eine weibliche Gestalt in weißem, luftigem Gewande in dem Lichtscheine erschien und wie schwebend durch das Gemach glitt. Ueberraschung durchzuckte Albert und er hielt seine Augen spä-

hend auf das Fenster geheftet, neben welchem die Erscheinung verschwunden war.

Wer konnte die Dame sein? Unmöglich war sie die Frau des alten Dandon, denn hatte Albert sich nicht sehr getäuscht, so war sie noch ganz jung.

Da zeigte sie sich abermals hinter dem Fenster und ging nach dem Tische, auf welchem die Lampe stand. Das blendende helle Licht fiel nun auf ihre hohe Gestalt, doch da sie sich von Albert abgewandt hatte, so konnte er von ihrem Gesicht nichts sehen. Unbeweglich aber hielt er seinen Blick auf sie gerichtet, indem er von Augenblick zu Augenblick erwartete, daß sie sich mehr seitwärts wenden werde. Jetzt hob sie ein Papier, wahrscheinlich einen Brief, dem Lichte näher, und weißer als ihr Gewand, weißer als das Papierblatt glänzte wie ein selbstleuchtender Gegenstand ihre Hand zu Albert herüber.

Schnell sprang er nach dem Schreibtisch, nahm ein Opernglas aus demselben hervor und eilte, dasselbe vor sein Auge hebend, wieder an das Fenster. Da stand die Unbekannte nun so klar und deutlich vor ihm, als befinde er sich in ihrer unmittelbaren Nähe. Ihre Hand aber fesselte wieder seinen Blick. Er hatte schon manche schöne Hand besungen, wie weit aber blieb alle seine Poesie gegen diese Wirklichkeit zurück! Wie graziös berührten sich ihre langgestreckten, spitz zulaufenden Finger

an dem Papier, wie leicht und schön gebogen hob sie das Handgelenk und wie reizend schaute der zarte Arm aus dem durchsichtigen Spitzenärmel hervor! Es war Albert, als brauche er sich nur vorzuneigen, um seine Lippen auf die Lilienhand zu drücken, so nahe, so deutlich sah er sie vor sich. Und immer noch wollte die Eigenthümerin derselben sich nicht wenden, immer noch sollte er ihr nicht in das Antlitz schauen! Ob die Schönheit ihrer Züge wohl mit der ihrer Hand in Einklang stand? Ihr Kopf war klein und edel gebaut, und zwischen den reichen braunen Locken, die an dessen Seite auf ihre Schultern herabfielen, schaute ein zierlicheres Ohr hervor, als Albert je eins in seinem Leben gesehen hatte.

Seine Ungeduld steigerte sich von Sekunde zu Sekunde, er mußte sich an den Fensterrahmen anlegen, um das Glas vor seinen Augen fest auf sie gerichtet zu halten, und dennoch begann ihr Bild sich durch das angestrengte Sehen vor seinem Blick zu verwirren. Er entfernte das Glas von seinen Augen, um diesen für einen Moment Ruhe zu geben. In demselben Augenblick aber bewegte sich die Fremde und ergriff die Lampe. Albert konnte in der Hast mit dem Glase die Richtung nach ihr nicht gleich finden, die Fenster und die Thür des Salons verdunkelten sich und die interessante Unbe-

kannte war verschwunden. Dagegen erhellten sich nun die Fenster in dem Zimmer neben dem Salon, die neidischen weißen Gardinen aber, welche hinter denselben herabhingen, wiesen Albert's suchenden Blick zurück. Dennoch verließ er seinen Platz am Fenster nicht und schaute wieder und wieder durch das Glas nach dem Zimmer, in welchem er jetzt die junge Dame vermuthete. Ihr so gänzlich unerwartetes Erscheinen, das Geheimniß, welches noch auf ihrer Person lag, und das Edle, das Vornehme in ihrem ganzen Aeußern hatten in Albert ein lebendiges Interesse für sie erzeugt, und was von ihrer Schönheit seinem Blick noch vorenthalten war, das malte ihm seine Phantasie mit den prächtigsten, glühendsten Farben aus. Da erschien plötzlich ein Schatten auf dem Vorhange. Albert betrachtete ihn durch das Glas und erkannte in ihm deutlich die Gestalt der Fremden. Bald darauf aber erlosch das Licht ihrer Fenster, und Albert sah sie im Geiste, wie sie auf weichem Pfühle dem Schlafe in die Arme sank.

Morgen früh mußte er sie wiedersehen, sicher würde sie an das offene Fenster oder vielleicht auch auf den Balkon treten, und dann, bei hellem Tage, wollte er, ungesehen von ihr, sie genau betrachten. Wie aber, dachte er, wenn sie statt jung und blühend alt und verwelkt und statt reizend und schön abschreckend und häßlich wäre?

„Nun, so bleibt mir doch ihre Hand, ihre wundervolle Hand noch zu besingen!“ sagte er halblaut, indem er das Opernglas auf den Schreibtisch stellte, die Lampe ergriff und in sein Schlafzimmer eilte, um dem Beispiel der geheimnißvollen Schönen zu folgen und im Traume ihr Bild noch weiter auszuschmücken.

Zweites Kapitel.

Kaum graute der Morgen, als Albert mit dem Gedanken an seine neue Nachbarin erwachte, schnell sich ankleidete und mit der Hand durch seine prächtigen schwarzen Locken fahrend an das Fenster eilte, um nach Dandon's Haus hinüber zu blicken. Alle Fenster fand er noch geschlossen, die Balkonthür aber noch wie am Abend vorher offen. Er ließ nun schnell die Vorhänge vor seinem Fenster zusammenfallen, sodaß er zwischen ihnen durch die Fremde beobachten konnte, ohne von ihr bemerkt zu werden.

Sicher mußte sie von ihrer gestrigen Reise sehr ermüdet sein, denn schon warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf Albert's Wohnung und noch war von der Dame kein Lebenszeichen zu erkennen.

Wie gewöhnlich kam jetzt die braune Haushälterin Dandon's von dem Frühmarkte zurück, ein Neger trug ihr einen schwer beladenen Korb und einen großen Fisch

in das Haus nach, die Thür schloß sich und die vorige Stille herrschte dort abermals.

Albert saß, mit immer größerer Spannung nach den Fenstern der Schläferin hinüberschauend, als plötzlich die Vorhänge hinter einem derselben sich bewegten, die unverkennbare reizende Hand dieselben zurücklegte und die sehnlichst Erwartete das Fenster weit öffnete.

Es waren nur Augenblicke, in denen es Albert vergönnt war, die reizende Erscheinung der Fremden anzustaunen, und doch waren die Augenblicke hinreichend, ihr Bild makellos und unverlöschlich seiner poetischen Seele einzuprägen; hätte er sie nie wiedergesehen, so würde dies ihr Bild ihn doch als Ideal weiblicher Schönheit über das Grab hinaus begleitet haben. Schlank und hoch war ihre Gestalt, über ihrem vollen Busen hob sich auf schneeigem, zartem Hals ihr kleiner, wunderbar schön geformter Kopf, dessen glänzendes dunkelbraunes Haar das edle längliche Oval ihres Gesichts einrahmte und in schweren ungezwungenen Locken auf ihre Schultern herabfiel. Ihre Züge waren fein geschnitten, zierlich gebogen ihre schöne Nase, scharf und reizend gezeichnet ihre frischen Korallenlippen und ihre Zähne blendend weiß, und unter den graziös geschwungenen dunklen Brauen schauten ihre hellbraunen Antilopenaugen sinnend und seelenvoll hervor. Ihre ganze Er-

scheinung war natürlich vornehm und ihre Bewegungen ruhig und leicht.

Kaum hatte sie die Vorhänge zurückgeschoben, das Fenster geöffnet und einen Blick aus demselben über den Platz gethan, als sie in das Zimmer zurückging und vor Albert's Augen verschwand.

Athemlos spähte dieser dennoch durch das Glas, um ihr noch einmal zu begegnen; seine Stirn glühte, seines Herzens Schläge hatten sich verdoppelt und eine Sehnsucht hatte ihn erfaßt, wie sie ihm bis jetzt unbekannt geblieben war.

Er wollte aufspringen und hinaus in die Straße eilen, um Näheres über Dandon's Familienverhältnisse zu erforschen, und doch war die Gewalt des augenblicklichen Verlangens, die Unbekannte noch einmal zu sehen, stärker als sein Wille und hielt ihn auf seinem Sessel hinter den Vorhängen zurück.

Da schwebte es wie eine Nebelwolke durch den Salon heran der Glasthür zu, in weißem duftigem Morgengewande trat die Ersehnte heraus auf den Balkon, und als ob sie ihrer heimatlichen Umgebung ihre Grüße bringen wolle, ließ sie ihren seelenvollen Blick um den ganzen Platz wandern. Daß sie ihre schönen Augen gerade auf dem Fenster, hinter welchem Albert nach ihr hinüberspähte, längere Zeit ruhen ließ, trieb diesem, ob-

gleich er ja wußte, daß die Veranlassung dazu mit seiner Person nichts zu schaffen haben konnte, das Blut noch mehr nach dem Herzen. Sie sah wieder und wieder nach ihm her, und es kam ihm vor, als würde ihr Blick wärmer, wenn er auf seinem Fenster ruhte. Wie ein Blitzstrahl schoß es ihm plötzlich durch die Seele. Wer hatte vor ihm hier gewohnt? War es ihr Herz, das ihren Blick immer wieder nach diesem Fenster führte?

Er hatte die Vorhänge erfaßt, um sie auseinander zu reißen und sich im Fenster zu zeigen, da blickte das schöne Mädchen vor sich nieder, legte ihr Batisttuch auf das Eisengeländer des Balkons und senkte ihren Arm darauf, um sich auf denselben zu stützen, ihre reizenden Hände aber ließ sie übereinandergelegt von der Balustrade herabhängen.

Albert war wieder wie festgebannt und umfaßte mit seinem Blick das bezaubernde Bild, das sein Glas ihm so klar und deutlich zeigte. Sie war schöner als Alles, was er vorher gesehen, sie war lieblicher und anmuthiger als Alles, was seine Phantasie ihm bisher vorgegaukelt hatte, sie war eine Fee, eine Göttin von Wolken umgeben!

Jetzt aber erhob sie sich von dem Eisengeländer, sah noch einmal nach Albert's Fenster herüber und verschwand dann in dem Salon.

Nun aber mußte Albert wissen, wer sie war; er sprang vom Fenster zurück, ordnete schnell seine Toilette und eilte aus dem Zimmer, um Erkundigungen einzuziehen.

In der Hausflur begegnete ihm die Frau seines Hauswirths, Madame Newberry, und wollte mit einem freundlichen Morgengruß an ihm vorübergehen, Albert aber blieb bei ihr stehen und fragte sie höflich:

„Wer hat denn vor mir in meinem Zimmer gewohnt, Madame Newberry? Mir träumte in vergangener Nacht von den frühern Bewohnern desselben."

„Dann haben Sie von einem sehr schönen Mädchen geträumt, das mit seiner Mutter mehrere Jahre bei uns gewohnt hat. Damals, ehe mein Mann die Stelle als städtischer Kassirer bekam, hielten wir ein Logirhaus. Die Damen hießen Perry und die Tochter hat sich nach dem Norden recht glücklich verheirathet; sie war die beste Freundin des schönen Fräuleins Dandon hier gegenüber, das nun schon seit einigen Monaten bei ihr zu Besuche ist. Wenn dasselbe zurückkehrt, nehmen Sie Ihre Augen, noch mehr aber Ihr Herz in Acht, Herr Randolph", entgegnete die Frau lächelnd, verneigte sich und ging die Treppe hinab, die in das Erdgeschoß führte.

„Fräulein Dandon?" wiederholte Albert gedanken-

voll und schritt zur Thür hinaus in die Straße. Vergebens aber flog sein Blick an der Fensterreihe des schönen Mädchens vorüber, es war nicht da, und doch sah Albert es im Geiste noch auf die Balustrade gelehnt vor sich.

Es war Frühstückszeit; er eilte an dem Platze hin und nach dem Hotel, verweilte dort aber nur kurze Zeit und begab sich dann nach der Office des Herrn Portman. Die Arbeit, welche er vornahm, wollte seine Gedanken nicht fesseln, er hielt zwar seinen Blick auf die Schrift geheftet, er sah sie aber nicht, statt ihrer sah er die schöne Hand seiner Nachbarin vor sich auf dem Papier, oder er begegnete deren Blick, wie sie nach seinem Fenster herüberschaute. Wie gut war es doch gewesen, daß er sich ihr nicht plötzlich zwischen den Vorhängen gezeigt hatte, dann hätte sie sicher nie wieder zu ihm herübergeblickt. Er wollte auch die Vorhänge geschlossen lassen, sie sollte gar nicht erfahren, wer jetzt die Zimmer bewohne. Wenn er aber nur irgend etwas gewußt hätte, wodurch er ihre Aufmerksamkeit auf seine Fenster ziehen könnte, damit sie recht oft herüberschaute! Er sann und sann, bis es ihm einfiel, recht schöne Blumen vor das Fenster zu stellen. Der Gedanke gefiel ihm; hätte er nur gleich zum Gärtner gehen können, um Blumen zu kaufen, so aber mußte er hier unnöthig sitzen, denn schon

war eine Stunde verflossen und noch Niemand war gekommen, um seine Dienste zu beanspruchen. Für sich zu arbeiten, das war ihm heute unmöglich, und wenn alle Processe der Welt verloren gegangen wären. Ohne daran zu denken, hatte er ein Blatt Papier vor sich hingelegt, hatte seine Stirn in die Hand gesenkt, sich darüber gebeugt und schrieb flüchtige Zeilen auf dasselbe nieder. Es waren Verse, die ihm aus der Feder flogen, es war ein Sonett — ein Sonett an seine reizende Nachbarin.

Erst als das Gedicht fertig auf dem Papiere stand, schien Albert es zu gewahren, er strich sich mit der Hand über die Stirn, hob das Blatt vom Tische auf und las sich selbst das Gedicht laut vor. Es war ein Gruß an die in ihr Reich zurückgekehrte Fee. Er machte noch verschiedene Abänderungen darin und ließ dann einige Zeit in Gedanken versunken seinen Blick darauf ruhen. Bald hatte er beschlossen, das Sonett in der heutigen Abendzeitung erscheinen zu lassen. Mit welcher Ueberschrift aber sollte es geschehen? Wenn er nur den Taufnamen seiner Göttin gewußt hätte!

Während er darüber nachsann, war er aufgestanden, an die offene Thür getreten und schaute links und rechts in die Straße; da sah er plötzlich seinen Hauswirth, den Herrn Newberry, auf dem Trottoir heranschreiten.

Albert trat aus der Thür, und als jener sich mit einem Gruße nahte, sagte er:

„Wissen Sie es schon, Herr Newberry, daß unsere schöne Nachbarin, Fräulein Dandon, zurückgekehrt ist?"

„Wie, Fräulein Blancha Dandon? Ei, das freut mich sehr, sie ist ein Engel von einem Mädchen. Wenn sie nur einen freundlichern Vater hätte!" entgegnete Newberry.

„Ja, ich glaube der Alte ist ein Sonderling", bemerkte Albert.

„Ein Geldadliger, der Jeden verachtet, welcher nicht reich ist. Ich bin aber in der Eile, lieber Herr Randolph. Guten Morgen!" sagte Newberry und eilte mit einer Verbeugung des Kopfes davon.

„An Blancha" überschrieb Albert das Sonett, bat dann mit einigen Zeilen den Redacteur der Zeitung, dasselbe noch heute Abend aufnehmen zu wollen, legte es in den Brief ein und sandte denselben sofort nach dem Zeitungsbureau.

So schnell wie heute hatte Albert wohl nie sein Mittagsessen beendet. Es waren nur Minuten, die er dabei verbrachte, dann bestieg er vor dem Hotel einen Miethwagen und fuhr zu dem Kunstgärtner hinaus, um bei ihm Blumen zu holen und spätere Lieferungen davon bei ihm zu bestellen. Mit prächtig blühenden Pflan-

zen fuhr er nach seiner Wohnung zurück und schmückte, noch ehe die Sonne unterging, seine Fenster damit. Seine Vorhänge aber hielt er geschlossen. Das Licht des Tages floh, der Himmel glühte auf seiner ganzen westlichen Hälfte in Gold und Purpur und der erste Anflug von Dämmerung zitterte über der Erde, da trat Blancha Dandon mit ihrem Vater aus der Salonthür auf den Balkon und ließ sich ihm gegenüber in dem rothsammtnen Armsessel nieder, den ein sauber in Weiß gekleideter Negerknabe für sie hinstellte.

„Es ist doch nirgends schöner und lieber als in der Heimat, als zu Hause, und wenn dies in einer Hütte von Reisholz wäre", sagte Blancha mit freudigem, glücklichem Tone und sandte ihren frohen Blick rund um den Platz vor dem Hause.

„So steht es in Gedichten, die der Phantasie Halbverrückter entsprossen sind", versetzte Herr Dandon, indem er sich wohlbehaglich in seinen Armstuhl zurücklegte und mit der schweren goldenen Uhrkette spielte, die auf seiner gelben seidenen Weste hing. „In einer Hütte von Reisholz stößt man sich die Augen aus, da haben die Spinnen, die Fliegen und allerlei Gewürm ihre Nester und Staub und Schmuz fällt einem in die Haare und auf die Kleider. Ich für meinen Theil danke für eine solche schöne Heimat und überlasse sie den Lumpen, die

kein Geld haben, sich eine bessere anzuschaffen. Von mir hast Du Deine Poesie nicht geerbt, meine liebe Blancha."

„Dies ist keine Phantasie, keine Poesie in mir, lieber Vater; es ist ein natürliches, wahres Gefühl, welches mich in meiner Heimat beseelt, möchte sie auch sein, wo und wie sie wollte. Glaube mir, auch arme Menschen sind glücklich, wer weiß, ob nicht oftmals glücklicher als die reichsten. Denke doch an meine liebe süße Freundin Anna, die so lange in dürftigen Verhältnissen dort drüben bei Newberrys gewohnt hat."

Hier schwieg Blancha plötzlich und sah verwundert über den Platz nach Albert's Fenstern, dann sagte sie:

„Ei, ei, wer mag wohl jetzt dort wohnen? Sieh nur, wie die Fenster prächtig mit Blumen geschmückt sind; heute früh stand noch keine einzige davor."

Dann sah sie noch einige Augenblicke hinüber und fuhr in ihrer Rede fort:

„Ja, lieber Vater, denke an Anna Perry! Wie unbeschreiblich glücklich ist sie, und doch hat weder sie noch ihr Mann Vermögen."

„Glücklich!" wiederholte Dandon mit einem verächtlichen Lächeln. „Glücklich bei Kartoffelsuppe, Kaffee, Speck und Kohl! Ich möchte wohl wissen, was dazu gehörte, um Dich bei solcher Kost so recht seelenglücklich zu machen."

„Mich, Vater? Herzinnige Zuneigung, Freundschaft, Liebe, und ich könnte mit der Hälfte Deiner Gerichte glücklich, selig sein!“

„Das sagte Deine selige Mutter auch, als sie mich, den reichen Mann, heirathete. Ich hoffe, Du wirst mir nie böse darüber werden, daß ich Dir dermaleinst große Schätze hinterlasse.“

Blancha schien die letzten Worte ihres Vaters nicht gehört zu haben, sie gab wenigstens keine Antwort darauf und schaute nach den Fenstern Albert's hinüber.

„Sieh, das hätte ich bald vergessen“, hob Dandon wieder an. „Du bist seit Deiner Rückkehr auch schon besungen worden, man hat Dich mit einer Fee verglichen und Dich in Deiner Heimat begrüßt. Hier kannst Du es selbst lesen in der Abendzeitung.“

Dabei zog Dandon die Zeitung aus der Tasche hervor und reichte sie seiner Tochter mit den Worten hin:

„Ich weiß aber auch, wer die Verse gemacht hat.“

Blancha nahm ihm das Blatt überrascht ab, entfaltete es und sah auf den ersten Blick das Sonett mit ihrem Namen darüber.

Kaum hatte sie einige Zeilen davon gelesen, als eine leichte Röthe wie ein Hauch von Carmin über ihre Wangen flog und die Bewegung verrieth, die das Gedicht in ihr hervorrief.

„Und von wem, meinst Du, kommt es her?“ fragte Blancha, mit aufleuchtendem Blick nach ihrem Vater hinsehend, und ließ das Blatt in ihren Schooß sinken.

„Von dem jungen Ferghussen, dem Sohne des Millionärs — unverkennbar!“

„O der arme Mann! Könnte der mit seiner ganzen Million nur einen einzigen Gedanken des Kopfes, dem dieses Gedicht entstieg, sich erkaufen, könnte er sich nur einen Hauch von dem Gefühl in die Brust legen, das dieses Sonett durchweht! Nein, lieber Vater, der Herr Ferghussen hat es nicht gemacht.“

„Doch, doch, Blancha, glaube es mir, er hat schon seit langer Zeit seine Augen auf Dich gerichtet.“

„Möge der Schlaf sich ihrer recht bald erbarmen!“ entgegnete Blancha und senkte ihren Blick wieder auf das Gedicht.

„Sie hat es gelesen!“ sagte Albert mit freudebebender Stimme, indem er durch das Glas nach Blancha hinüberschaute. „Sie liest es wieder!“ fuhr er nach einer Weile noch bewegter fort. „O wenn sie wüßte, daß der Dichter sie mit seiner Seele umfangen hält, wenn sie es fühlen könnte, wie hoch sein Herz für sie schlägt!“

Unbeweglich, wie an sie festgezaubert, hielt er seinen Blick auf sie geheftet und suchte in ihren prächtigen

Augen, auf ihren frischen Lippen die Worte zu lesen, die sie zu ihrem Vater sprach.

Da trat der Negerknabe aus dem Salon zu Blancha und reichte ihr eine Scheere. Sie nahm ihm dieselbe ab, schnitt das Sonett aus der Zeitung heraus und gab diese dann ihrem Vater zurück. Das Gedicht aber faltete sie zusammen und verbarg es in ihrem Busen.

Bei diesem Anblick schoß es Albert glühend durch die Adern, jeder Nerv erbebte ihm in seligem Entzücken, und kaum war er noch im Stande, das Glas in fester Richtung nach ihr hinzuhalten.

Die Schatten der Abenddämmerung legten sich dichter über die Stadt, doch spiegelte sich das Licht des feurigen Himmels auf dem hellen bläulichen Seidengewande Blancha's, sodaß Albert ihre edle Gestalt noch immer erkennen konnte, wenn auch die veilchenblauen Blumen, die über ihrer hohen, alabasterweißen Stirn aus ihrem prächtigen Haar hervorsahen, in der schnell zunehmenden Dunkelheit verschwammen. Albert rührte sich nicht von seinem Platze, er hörte nicht wie sonst die Glocke, die in dem Hotel die Theestunde anzeigte, er würde hier gesessen und nach Blancha durch die Dunkelheit hinübergespäht haben, bis der neue Tag sein Licht über die Welt gegossen, wenn die Gefeierte sich nicht erhoben hätte und durch die Salonthür vor seinem Blick verschwunden wäre.

So harrte er des Morgens und des Abends auf das Erscheinen Blancha's, von Tag zu Tag steigerte sich seine Sehnsucht nach ihr, er mochte nichts mehr sehen als sie, konnte an nichts mehr denken als an sie, und wenn er arbeiten wollte, so flossen Poesien zu ihrer Verherrlichung aus seiner Feder, deren viele durch die Zeitung in ihre Hände gelangten. Es war aber nicht ihr Vater, der sie ihr überbrachte, sie selbst ließ sich nun das Blatt regelmäßig durch ihr Kammermädchen holen.

Zu Albert's großer Freude zeigte sich Blancha jetzt des Morgens viel früher auf dem Balkon und verweilte dort länger als im Anfang nach ihrer Rückkehr. Sie brachte immer ein Buch mit, in dessen Inhalt sie sich vertiefte, sah aber dennoch häufig nach den Blumen vor Albert's Fenster hinüber, die derselbe mit größter Sorgfalt wählte und pflegte.

Eines Morgens, als sich ihre Fenster öffneten, auf welchen Augenblick Albert schon lange gehofft hatte, zeigte sie sich nicht wie gewöhnlich in ihrem Morgenanzug, sondern in schwarzer Seide mit einem Sonnenschirm in der Hand und dem Hut auf dem Kopf. Sie erschien auch nicht auf dem Balkon, sondern trat wenige Minuten nachher aus der Hausthür und ging in der Straße hinunter.

Wie ein Blitz fuhr Albert in seinen Rock, ergriff

seinen Hut und flog die Treppe hinab aus dem Hause und die Straße hinunter Blancha nach.

Bald sah er sie in einiger Entfernung vor sich langsam dahinschreiten; eilig bog er in die nächste Straße ein und kam ihr dann auf weitem Umwege entgegen. Mit jedem Schritt, den er ihr näher trat, schlug sein Herz schneller, es war ihm, als müsse sie es erkennen, was in ihm vorging, als müsse sie es fühlen, daß er um ihretwillen dieses Weges kam. Wie gern hätte er sie gegrüßt, er durfte es ja aber nicht thun, wollte er nicht unverschämt und zudringlich erscheinen. Nur noch eine kurze Entfernung lag zwischen ihm und ihr. Sie schien in Gedanken versunken zu sein und schaute vor sich nieder, doch schöner und lieblicher erschien sie Albert mit jedem Schritt, den sie that. O hätte er nur einen Blick von ihr erringen können! Jetzt hatte er sie erreicht, er trat rasch zur Seite und blieb stehen. Sie hob die Augen zu ihm auf und ein Blick der Ueberraschung traf den seinigen.

Albert zog den Hut und verbeugte sich, Blancha aber glitt eiligen Schritts und gesenkten Hauptes an ihm vorüber.

„Wer war er?“ fragte sich Blancha im Davoneilen. „Meine ich doch, ich sei ihm schon früher einmal begegnet. Auch er sah mich an, als ob er mich

kenne. Und doch erinnere ich mich nicht, wo wir uns getroffen haben. Die Augen aber habe ich wahrlich schon einmal gesehen!"

So eilte Blancha fort. Sie fühlte sich bewegt, der Blick des jungen Mannes haftete in ihrer Seele, es war ihr, als bestehe irgend eine Beziehung zwischen ihm und ihr, und doch konnte sie sich den Grund dafür nicht nennen, ebenso wenig wie sie sich erinnern konnte, wo sie ihn schon gesehen haben sollte.

Die nächste Straßenecke hatte sie erreicht, und um noch einen Blick nach dem räthselhaften jungen Manne thun zu können, ohne sich gerade nach ihm umzuwenden, bog sie nach der Seitenstraße ein. Sie blickte seitwärts auf dem Trottoir zurück, da stand er noch wie angewurzelt und schaute ihr nach.

Blancha fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, sie sah schnell vor sich nieder und war mit ihrem nächsten Schritt um die Ecke und außer dem Bereiche seines Blicks.

Also hatte sie sich doch nicht getäuscht, er kannte sie, er interessirte sich für sie, denn warum wäre er sonst so lange da stehen geblieben und hätte ihr nachgesehen? Aber wenn er sie kannte, warum hatte er sie nicht begrüßt? Sein Gruß war erst auf ihren Blick erfolgt und schien nur durch diesen veranlaßt worden zu

sein. Vor ihrer Abreise von hier hatte er keinesfalls in der Stadt gelebt, sonst wäre sie ihm häufiger begegnet und hätte sicher erfahren, wer er sei, denn er war kein gewöhnlicher Mensch, an dem man vorübergeht und ihn vergißt.

Hin und her sann Blancha nach, auf welche Weise der schöne junge Mann ihr interessant geworden sei, und zu Hause angelangt suchte sie in ihrer Erinnerung aus allen ihren Lebensabschnitten nach seinem Bilde. Umsonst, sie kam der Spur nicht näher, aber das Gefühl wurde immer lebendiger in ihr, daß sie ihn schon früher gesehen habe. Während des ganzen Tags kam er ihr nicht einen Augenblick aus den Gedanken, das Verlangen, zu wissen, wer er sei, wurde immer reger in ihr, und es flog ihr durch die Seele, ob sie ihm wohl morgen früh abermals begegnen würde, wenn sie um dieselbe Zeit denselben Spaziergang mache.

Mit dem Gedanken an den geheimnißvollen jungen Mann beschäftigt, flohen Blancha die Stunden eilig dahin, und beim Sinken des Tages begleitete sie derselbe Gedanke auf den Balkon. Sie hatte ein Buch mitgebracht, in welchem sie blätterte. Es war eine Sammlung von Poesien amerikanischer Dichter, unter denen die von Albert ihr besonders lieb waren. Sie hatte dieselben schon oft gelesen, der Geist aber, der

aus ihnen sprach, schien ihr verwandt zu sein mit dem der Gedichte, die in der Zeitung dem Anschein nach ihr gewidmet waren. Der Dichter Albert lebte ja aber in Philadelphia, von ihm konnten daher diese Poesien nicht kommen. „Der Dichter Albert?" wiederholte sie, als führe ihr ein Licht durch die Seele. „Mein Himmel! Ja", rief sie aus, „es ist Albert's Bild, das ich besitze und das dem Fremden von heute früh gleicht." Hiermit sprang sie auf und eilte in den Salon nach ihrem Bücherschrank. Ebenso hastig kehrte sie mit einem Neuyorker illustrirten Journal zurück und schlug, sich in dem Sessel niederlassend, Albert's Brustbild darin auf.

„Er ist es unverkennbar", sagte sie mit überwallender Bewegung. „Wäre es möglich? Sollte er es sein, er, der gefeierte große Dichter Amerikas, der mich seines Liedes werth gefunden?"

Dabei hielt sie ihren erglühenden Blick unverwandt auf das Bild geheftet, nach einer Weile aber, als ob sie sich eine Thorheit vorwerfe, ließ sie das Heft in ihren Schooß sinken und sagte lächelnd zu sich selbst:

„O Eitelkeit, du heißest Weib!"

Es schien aber doch, daß diese Enttäuschung ihr wehe thue, und als wolle sie dieselbe noch bekämpfen, fuhr sie fort:

„Die Aehnlichkeit ist aber zu groß, es wäre ja doch möglich, daß —“

In diesem Augenblick trat die schwarze Dienerin auf den Balkon, nahm die Abendzeitung unter ihrem seidenen Schürzchen hervor und reichte sie ihrer Herrin hin.

„Gib her!“ sagte Blancha mit unverkennbarer Bewegung und entfaltete hastig das Blatt. Ein Gedicht mit der Ueberschrift „Das Begegnen“ lag vor ihrem Blick aufgeschlagen. Der Dichter dankte ihr darin mit glühenden Worten für den Blick, womit sie ihn an diesem Morgen beseligt habe.

„Er ist's“, sagte Blancha jetzt mit ernster aber bebender Stimme, als hätte sie in den Worten vor ihr ihre eigene Zukunft gelesen.

Lange saß sie dann sprachlos da und hielt das Blatt in ihren bebenden Händen, es war ein ihr bis jetzt noch fremd gewesenes Gefühl, welches sie wonnig durchströmte, während zugleich Bangigkeit sie noch zurückhielt, sich demselben hinzugeben. Plötzlich aber, als habe sie die Zaghaftigkeit überwunden, hob sie mit beiden Händen das Blatt empor und preßte es mit den Worten gegen ihr Herz:

„Ja, ja, es ist Albert, der mich in seinem Liede feiert!“ Dann ließ sie das Blatt langsam wieder sinken

und sagte: „Woher aber, wenn es wirklich Albert ist, woher kennt er mich? Ich bin ja während der ersten Tage nach meiner Rückkehr gar nicht ausgegangen?“

Da trat Herr Dandon auf den Balkon. Blancha verbarg aufspringend die Zeitung zwischen den Blättern des Journals, begrüßte ihren Vater mit kindlicher Herzlichkeit und beide ließen sich nieder, um sich noch der Kühlung des Abends zu erfreuen.

„Ich komme so eben von Portman“, hob Dandon an und betrachtete sein strohgelbes Beinkleid, indem er das Bein überschlug und den Fuß auf und ab wiegte. „Schon früher war ich einmal bei ihm, um ihm meine Forderung an die bankrotte Unionbank zum Eintreiben zu übertragen, damals aber gab er mir den Rath, noch zu warten, da später ein viel günstigerer Zeitpunkt dazu eintreten würde; nun ist aber ein halbes Jahr verflossen und ich wollte ihn doch einmal wieder daran erinnern. Er ist freilich der beste Advocat, überläßt aber alle schriftlichen Arbeiten seinem Gehülfen, und wenn man seinen Rath hören will, so hat er stets die Uhr in der Hand, damit man ja keine Minute Zeit zu viel von ihm erhalte; er sollte doch wissen, wen er vor sich hat, und daß es kein Lump ist, der seine Dienste beansprucht. Da hat er mich nun auf morgen früh zu seinem Gehül-

fen beschieden, der erst vor kurzem vom Norden hierher kam, natürlich um etwas bei ihm zu lernen. Portman sagte allerdings, der junge Mann wäre ein ebenso guter Jurist, als er Dichter und Schriftsteller sei; es ist der bekannte Randolph, der unter seinem Taufnamen Albert die Volkslieder gedichtet hat."

Blancha fuhr zusammen und wurde bleich, doch im nächsten Augenblick flog es wie Purpur über ihre Wangen, sie neigte ihr glühendes Antlitz über das Journal, welches zwischen ihren Fingern zitterte, und suchte die heftige Aufregung, die sie ergriffen hatte, vor ihrem Vater zu verbergen. Dessen Blicke aber waren zu sehr mit seiner Toilette beschäftigt, als daß er Blancha's Aeußerem hätte Aufmerksamkeit widmen können, und nach einer kurzen Pause fuhr er in seinem gewohnten theilnahmlosen Tone fort:

„Was kann man aber wohl von einem solchen überspannten Menschen erwarten, dessen Gedanken immer in höhern Regionen schweben! Dennoch bleibt nichts übrig, man muß sich fügen, denn Portman gewinnt alle Processe."

Blancha schwieg, sie hörte gar nicht mehr, was ihr Vater sagte, sie dachte nur an das Gedicht, welches ihr in den Fingerspitzen brannte und an die dunkeln Augen des Dichters. Dandon aber hörte nicht auf zu reden und

seine Kleidung zu betrachten, bis nach eingebrochener Dunkelheit ein Diener zum Abendessen rief.

Blancha zog sich heute früher als gewöhnlich in ihr Zimmer zurück, sie mußte mit ihrem Geheimniß allein sein, es war ihr, als habe sie so unendlich viel zu denken, zu überlegen, und doch war es immer nur der eine Gedanke, der sie beschäftigte, der an den Dichter.

Es gab jetzt keinen Zweifel mehr darüber, daß er es war, der sie besungen hatte und dem sie an diesem Morgen begegnet war; woher er sie aber kannte, was ihr seine Zuneigung erworben hatte, darüber konnte Blancha sich keine Antwort geben. Sie wußte es, sie fühlte es, daß sie ihn über kurz oder lang wiedersehen, daß sie ihn sprechen würde, doch wenn sie sich das Verlangen nach einem Zusammentreffen mit ihm auch nicht ableugnete, so war sie doch fest entschlossen, ihm selbst keine Gelegenheit dazu zu bieten. Führte es der Zufall herbei, freilich, dann durfte sie ihm nicht ausweichen, sie mußte ja stolz auf seine Bekanntschaft sein, wie sie stolz und glücklich über seine Auszeichnung war. Aber sicher würde er eine Gelegenheit finden, sich ihr zu nahen, dachte Blancha und sann dann nach, auf welche Weise er dies wohl zu ermöglichen suchen werde. Keinesfalls wollte sie am folgenden Morgen dieselbe Promenade wieder machen, sie wollte auch nicht so früh ausgehen,

sonst könnte er ja denken, daß sie es seinetwegen gethan habe. Aber hatte er es denn nicht verdient, daß sie sich ihm dankbar zeigte? Dennoch, denselben Spaziergang wollte sie nicht machen.

Während tausend derartige Gedanken ihre Seele durchflogen, hatte sie sich in dem Sopha niedergelassen und abermals das Bild Albert's in dem Journal aufgeschlagen. Wie oft schon hatte sie den Umriß von seinem Leben gelesen, der dem Bilde beigefügt war, und wie oft hatte sie sich über das unbegrenzte Lob gefreut, welches ihm darin in jeder Richtung hin gespendet wurde, so wohlgethan aber hatte es ihr früher nie. Es wurde sehr spät, ehe sie zur Ruhe ging, und dann verbrachte sie eine fast schlaflose und doch glückliche Nacht.

Den frühen Morgen begrüßte Blancha so recht mit freudigem Herzen, sie fühlte sich so wohl, so heiter wie seit langer Zeit nicht. Die Luft empfing sie frisch und erquickend, als sie auf den Balkon hinaustrat, sodaß sie sich einen Spaziergang unmöglich versagen konnte; keinesfalls aber wollte sie denselben Weg gehen wie gestern. Sie machte schnell dieselbe Toilette wie am Morgen vorher, aber heute mit mehr Aufmerksamkeit.

Als sie aus dem Hause trat und noch nicht mit sich einig war, welchen Weg sie einschlagen solle, schaute sie über den Platz und bemerkte Madame Newberry,

die in ihrem Fenster lag. Blancha eilte zu ihr hin, um sie zu begrüßen, und Madame Newberry war sehr erfreut, Blancha wiederzusehen. „Endlich, endlich, Fräulein Blancha, sind Sie wieder bei uns. Wie konnten Sie so lange von Ihrer Heimat fern bleiben?“ sagte die freundliche Frau und reichte ihr die Hand.

„Wenn ich nicht bei meiner lieben Freundin Anna gewesen wäre, so hätte ich es sicher nicht so lange ausgehalten, und dennoch fühlte ich oft eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Hause. Anna sendet Ihnen auch tausend herzliche Grüße; sie ist unbeschreiblich glücklich“, antwortete Blancha.

„Aber kommen Sie doch einen Augenblick herein, Fräulein, Sie müssen mir von ihr erzählen.“

„Dieser Tage komme ich zu Ihnen und werde Ihnen dann ausführlichen Bericht über Anna's Glück abstatten“, erwiderte Blancha, und indem sie dann einen Blick nach dem zweiten Stock warf, fragte sie:

„Wer bewohnt denn jetzt Anna's Zimmer?“

„Das wissen Sie nicht, Fräulein?“ entgegnete die Frau verwundert. „Ich sollte denken, die Blumen vor den Fenstern schon hätten den Schöngeist längst verrathen. Der Dichter Albert, den Alt und Jung, Reich und Arm in ganz Amerika kennt, der junge Herr Randolph wohnt darin, und ein liebenswürdiger, braver

und bescheidener Mann ist er; er würde Ihnen sehr gefallen."

Als ob Blancha der Athem aus der Brust gestoßen wäre, so fehlte er ihr für einige Sekunden, ihr Herz setzte seine Schläge aus und sie preßte unwillkürlich beide Hände gegen ihren Busen, doch schnell ermannte sie sich wieder, hob ihr Batisttuch vor den Mund, hustete und sagte dann mit schwankender Stimme zu Madame Newberry:

„Nun muß ich gehen, ich habe mich nur bei Ihnen anmelden wollen, dieser Tage aber mache ich Ihnen meinen schuldigen Besuch. Guten Morgen, liebe Newberry!"

Bei diesen Worten winkte Blancha der Frau noch einen Gruß zu und eilte, als ob sie Feuer unter den Füßen hätte, an dem Platze hin, bog, ohne sich umzuschauen, in die nächste Straße ein und kehrte auf einem kleinen Umweg hastig in ihre Wohnung zurück. Erst als sie in dem Salon Hut und Shawl ablegte, kam ihre natürliche Ruhe wieder über sie und sie warf sich nun ihr kindisches, albernes Betragen vor. In keiner Weise hatte sie ja irgend einen Grund zur Bangigkeit oder Furcht, Albert war anerkannt ein durchaus zartfühlender, feingebildeter Mann, der ihr nicht die entfernteste Veranlassung zu einer Beschwerde geben würde. Daß sie aber gerade an diesem Morgen sich nach dem Hause

begeben hatte, in welchem er wohnte, war ihr entsetzlich unangenehm, er mußte ja glauben, daß sie nur seinetwegen von der Gelegenheit Gebrauch gemacht und sich zu Madame Newberry verfügt habe, und dies konnte sie nur in seiner Achtung herabsetzen. Der Gedanke daran war ihr erschrecklich peinigend und griff störend in das Glück ein, welches die Zeichen von Albert's Zuneigung ihr in das Herz gelegt hatten. Ein Gefühl beleidigten Stolzes kam über sie und ihre Unzufriedenheit mit sich selbst wandte sich nun als Unmuth gegen Albert. Er sollte es wissen, daß sie seinetwegen nicht zu Madame Newberry gegangen war, sollte es fühlen, daß kein Interesse für ihn es gewesen sei, welches sie zum heutigen Spaziergang veranlaßt hatte. Sie ließ die Vorhänge schnell vor ihren sämmtlichen Fenstern nieder und beschloß, sich nicht wieder auf dem Balkon sehen zu lassen.

Ob er ihr wohl nachgefolgt war, als sie sich von Madame Newberry entfernte, und ob er sich wohl wieder zu Hause befand?

Mit dieser Frage trat Blancha nach einer Weile hinter die Fenstervorhänge und schaute vorsichtig zwischen denselben durch. Sie konnte Albert nicht sehen, denn seine Gardinen waren hinter den Blumen gleichfalls geschlossen. Nun holte sie aber ihr Opernglas aus dem Secretär und spähte durch dasselbe hinüber;

da bemerkte sie, daß Albert's Vorhang sich bewegte, und erblickte ihn selbst in dessen Oeffnung, wie er durch sein Glas nach ihr herüberschaute. Erschrocken trat sie zurück, doch er konnte sie nicht bemerkt haben, ihre Gardinen hingen ja dicht zusammen. Sie sah wieder hinüber. Warum hielt er denn auch seine Vorhänge geschlossen? Sicher, damit Blancha es nicht wissen solle, daß Jemand sie durch ein Glas beobachte. Und war es denn wohl recht, war es dankbar von ihr, daß sie sich seinem Blick entzog, den er so bescheiden gebrauchte? Es drängte sie, die Gardinen wieder zu öffnen, noch aber zögerte sie und schaute verstohlen nach dem Blumenfenster hinüber. Da öffnete sich die Thür des Hauses und Albert trat mit einem Stoß Schriften unter dem Arm in die Straße heraus. Wie ein elektrischer Funke durchzuckte es Blancha, sie zog schnell den einen Vorhang zurück und schaute offen nach Albert hinüber, der, an dem Platze hinschreitend, seinen Blick nach ihr gerichtet hielt. Welch schöner Jüngling er war, wie vornehm und doch wie leicht er dahinschritt, und wie sein dunkles Auge zu ihr herüberschaute! Jetzt näherte er sich dem Ende des Platzes, noch immer sah er sich nach Blancha um, sie mußte ihre Unart gegen ihn wieder gut machen. Wie von dem Gedanken getragen, glitt sie von dem Fenster hinweg nach der Salonthür und stand im nächsten Augenblick

auf dem Balkon. Albert sah sie an, er hatte nur noch einige Schritte bis zur Straßenecke, unwillkürlich hob Blancha ihre Hand zu den Lippen und sah, wie auch Albert die seinige zu seinem Munde führte und dann um das Haus vor ihrem Blick verschwand.

Blancha lehnte sich auf das Eisengeländer. Sie fühlte, wie sie bebte und wie die Schläge ihres Herzens eilten. Es war ihr, als habe sie über ihre Zukunft, über das Glück ihres ganzen Lebens entschieden. Ihr Gruß war Albert's Gruß begegnet, sie fühlte keinen Vorwurf darüber, er war des Grußes tausendfach werth; sie hatte ihn immer verehrt und jetzt, wo sie es ihm zeigen konnte, jetzt, wo er sich ihr zart und liebevoll nahte, jetzt sollte sie ihn zurückweisen? Nimmermehr! Er durfte es wissen, daß sie ihn hochschätze und daß sie stolz auf seine Auszeichnung war.

Blancha's Dienerin unterbrach sie in ihrem Gedankenfluge, indem sie ihr meldete, daß ihr Vater beim Frühstück ihrer harre. Derselbe hatte seine Toilette bereits zum Ausgehen geordnet und verließ Blancha nach eingenommenem Mahl mit dem Bemerken, daß er sich nach der Office des Herrn Portman zu dessen Gehülfen Randolph begeben wolle.

Drittes Kapitel.

Albert saß mit hochschlagendem Herzen und glühendem Haupte an seinem Pulte und schrieb. Er war so sehr in seine Beschäftigung vertieft, daß er es gar nicht bemerkte, als Herr Dandon zu ihm in das Zimmer trat.

„Sind Sie Herr Randolph?" fragte derselbe in etwas ungehaltenem Tone, indem er sich mit der Rechten auf seinen goldgekrönten Stock stützte und die Linke in die Seite stemmte.

Albert wandte sich nach ihm um, fuhr überrascht von seinem Sessel auf, und das Blatt Papier, auf das er geschrieben hatte, in das Pult werfend, sagte er mit einer Verbeugung:

„Zu dienen; und ich habe, wenn ich nicht irre, die Ehre, Herrn Dandon vor mir zu sehen."

„Ganz richtig. Mein Name ist Dandon, Apollo Dandon. Herr Portman hat mich mit einer Klagsache, die er für mich anhängig machen wird, an Sie gewiesen."

„Derselbe hat mir schon davon gesagt, Herr Dandon; aber nehmen Sie gefälligst Platz, denn ich muß Sie bitten, mir die Sache umständlich und genau vorzutragen“, versetzte Albert und zog den großen Lehnstuhl für ihn heran.

Nachdem nun Dandon den Sessel mit seinem gelbseidenen Tuch abgestäubt und dann Platz darin genommen hatte, begann er ausführlichen Bericht über seine Angelegenheit abzustatten, wobei Albert ihn häufig unterbrach, ihn nach nähern Umständen und Verhältnissen befragte und sich wiederholt Notizen machte. Endlich nach Verlauf einer Stunde war die Sache von allen Seiten beleuchtet und Albert versprach Herrn Dandon, ein schriftliches, wohlbegründetes Gutachten darüber auszufertigen.

„Das wird mir erwünscht sein, Herr Randolph“, sagte Dandon; „ich möchte mir aber schon jetzt Ihre Ansicht ausbitten, ob ich den Proceß gewinnen oder verlieren werde, denn offen gestanden, Herr Portman gab mir nur halbe Hoffnung.“

„Wirklich?“ versetzte Albert verwundert. „Ich kann mir die Gründe nicht denken, weshalb er an einem günstigen Ausgange zweifelt. Ich für meine Person bin der Ansicht, daß Sie den Proceß unfehlbar gewinnen müssen, und ich könnte die Bürgschaft dafür übernehmen. Ich

glaube auch, daß Herr Portman ganz derselben Ansicht sein wird, wenn er mein Gutachten darüber gelesen hat."

„Schön, schön, junger Freund, Sie werden mich erkenntlich finden, wenn Sie der Sache eine gute Wendung geben. Es handelt sich ja um zwanzigtausend Dollars, also schon der Mühe werth. Wann soll ich das Gutachten haben?"

„Das ist so genau nicht vorauszusagen. Solche Arbeiten verlangen die rechte geistige Stimmung und darüber ist man nicht immer Herr. Doch sobald es mir möglich ist, werde ich sie Ihnen zustellen."

„Ich bin sehr auf Ihre Arbeit gespannt, ganz besonders aber darauf, ob Sie wirklich Herrn Portman von dem günstigen Stand meiner Angelegenheit überzeugen werden; denn wenn er einmal glaubt, einen Proceß gewinnen zu müssen, dann geschieht es auch und wenn die ganze Welt sich dagegen auflehnt. Er ist ein einziger Redner", sagte Dandon und fügte nach einigen Augenblicken noch hinzu: „Im glücklichen Falle werde ich Sie reich bedenken, Herr Randolph."

„Herrn Portman, wollten Sie sagen, Herr Dandon. Ihm gehört die Belohnung für seine Bemühungen; meine Arbeiten entstehen unter seiner Leitung und sind seine Werke. Die Ehre, etwas geschaffen zu haben, was er seines großen Namens werth hält, ist mir eine rei-

chere Zahlung als alles Geld der Welt, und die Freude, Ihnen, Herr Dandon, einen Dienst erwiesen zu haben, würde durch eine Geldzahlung sehr getrübt werden", antwortete Albert mit höflichem Tone und ehrerbietiger Verbeugung.

„Man sieht, Sie sind Poet, Herr Randolph. Ihr Glück, Ihr Reichthum liegt in Ihrer Phantasie, ich für meine Person halte es mit solidem Grundbesitz oder klingender Münze. Uebrigens werde ich dennoch Wege finden, mich Ihnen dankbar zu zeigen; wir Reichen sind hierin vor den gewöhnlichen Menschen sehr bevorzugt."

Hiermit erhob sich Dandon aus seinem Armstuhl, wehte mit dem seidenen Tuch seinen Rock und sein Beinkleid ab und sagte zu Albert, indem er ihm die Hand reichte:

„Nun, junger Freund, ich setze mein ganzes Vertrauen in Sie; thuen Sie Ihr Bestes."

„Darauf dürfen Sie rechnen, Herr Dandon, ebenso wie auf einen günstigen Ausgang dieses Processes", entgegnete Albert, indem er den Alten an die Thür geleitete.

„Junger Herr, Sie sind Ihrer Sache gar zu gewiß, wir wollen aber das Beste hoffen. Auf baldiges Wiedersehen!" versetzte Dandon, winkte Albert mit Hand und Kopf seinen Gruß zu und ging mit gemessenem, stolzem Schritt davon.

Kaum hatte er sich entfernt, als Albert nach seinem Pult eilte, die Briefe und Documente, welche Dandon ihm zurückgelassen hatte, schnell nochmals durchflog und ordnete und sich dann sofort daran begab, das Gutachten auszuarbeiten. Mit ganzer Seele erfaßte er seine Aufgabe; die volle Stärke seines Verstandes, sein ganzes Wissen hielt er mit aller Kraft darauf geheftet, Geist und Scharfsinn belebten die Schrift, jedes Wort, das er niederschrieb, war treffend und überzeugend, und als die Sonne sich neigte, hatte er die Arbeit beendet. Sie bedurfte nur noch einer genauen Durchsicht und einer Reinschrift, welche Albert an diesem Abend zu Hause vornehmen wollte, denn jetzt mußte er sich erst etwas ruhen und namentlich sein versäumtes Mittagsessen nachholen. Er packte schnell und freudig seine Papiere zusammen, verschloß die Office und begab sich nach dem Hotel, wo er sich eilig ein Mahl bereiten ließ. Dann wollte er noch, ehe er sich nach Hause und an die Arbeit verfügte, einen Spaziergang machen und lenkte seine Schritte nach dem Platze vor seiner Wohnung. Allenthalben waren Fenster und Thüren der Häuser geöffnet und deren Bewohner schauten heraus, um die frische Abendluft zu athmen. Als er den Platz erreichte, fiel sein erster Blick auf Blancha, die allein auf dem Balkon saß. Er sah es deutlich, daß auch sie ihn in demselben

Augenblick erkannt hatte, denn sie bewegte sich rasch, schob ihren Sessel näher an das Geländer und ließ ihre Hand mit dem Batisttuch über dasselbe herabhängen.

Ihr Anblick ergriff Albert mächtiger als je zuvor, das Glück der Liebe, das ihm seine Phantasie so oft vorgezaubert, das er in seinen Liedern besungen, es durchbebte ihn wie Wirklichkeit und mit seiner ganzen Seele hing er an der Engelsgestalt der Gefeierten. Er ging auf der Seite des Platzes, an welcher er wohnte; mit jedem Schritte, den er that, erkannte er deutlicher, daß Blancha nach ihm herschaute. That sie es aber mit Bewußtsein oder nur zufällig? Glück und Hoffnung zugleich lenkten seine Hand, er zog sein Tuch aus dem Rock hervor und hob es, verstohlen nach ihr hinblickend, an den Mund.

Ihre Hand mit dem Batisttuch zuckte, sie hob sie zögernd bis auf die Balustrade, dann aber zu ihren Lippen empor, Albert preßte beide Hände gegen sein Herz und stürmte in überwogendem Glücke, kaum seiner Sinne noch mächtig, in seine Wohnung.

In demselben Augenblick kam Herr Dandon in seiner prächtigen Equipage nach Hause gefahren, denn er hatte unmittelbar nach seinem Besuch bei Albert die Stadt verlassen, um bei einem reichen Pflanzer im Lande

zu Mittag zu speisen. Er trat zu seiner Tochter auf den Balkon.

„Ich hoffe, Du bist nicht während des ganzen Tages so allein zu Hause gewesen", sagte er zu ihr, als sie ihn an der Thür begrüßte, worauf er ihre Hand in die seinige nahm und sie nach ihrem Sessel zurückführte.

„Doch, lieber Vater, ich hatte noch einige rückständige Briefe zu schreiben", entgegnete Blancha mit sichtbarer Gedankenabwesenheit, sah auf den Platz hinunter und wollte ihren Blick an den Blumenfenstern gegenüber nur hinstreifen lassen, er wurde dort aber gefesselt, denn in diesem Augenblick zog Albert die Vorhänge zurück und schaute regungslos nach Blancha herüber. Ihr Herz erbebte in wonniger Ueberraschung, ihre Wangen erglühten hoch, und indem sie ihren Fächer vor ihrem Antlitz entfaltete, sah sie seitwärts nach Albert hinüber.

„Ich habe Dir auch noch nicht gesagt, was ich heute früh bei dem jungen Randolph ausgerichtet habe", hob Dandon nach einer kurzen Pause wieder an. Blancha schlug bei dem Namen Randolph den Fächer so schnell zusammen, als habe ihn das Wort vor ihr weggehaucht. Dabei heftete sich ihr aufglänzender Blick ungeduldig fragend an die Lippen des Alten. In der näch-

sten Sekunde aber schlug sie die Augen nieder und sah in ihren Schooß, denn sie fühlte, wie ihr das Blut heiß in die Wangen schoß.

„Wirklich, ein ausgezeichneter junger Mann, dieser Randolph, trotzdem daß er ein Dichter ist", fuhr Dandon fort. „Denke Dir nur, daß Portman selbst mir wenig oder eigentlich keine Hoffnung für einen günstigen Ausgang des Processes machte und daß dieser Randolph mir mit der größten Bestimmtheit versicherte, ich müsse ihn gewinnen, er selbst wolle es verbürgen, ja er werde auch Portman davon überzeugen. Nun will er mir ein schriftliches Gutachten darüber ausarbeiten. Ich muß gestehen, ich bin sehr gespannt darauf, denn es handelt sich um zwanzigtausend Dollars, ein hübsches Nadelgeld für meine reiche Erbin."

„Aber, lieber Vater!" fiel Blancha in freudiger Bewegung über das Albert gespendete Lob abwehrend ein.

„Ja, ja, es ist mein Ernst, Blancha; wenn ich den Proceß gewinne, sollst Du das Geld haben, Du darfst mich beim Worte halten. Wenn der junge Herr nur auch Wort hält und die Arbeit bald vornimmt, denn auf diese Poeten darf man nicht rechnen, sie schwärmen immer in der Geisterwelt und vergessen darüber oftmals, daß sie ihren Körper ernähren müssen. Halbe Narren sind sie alle, und dieser Randolph hat auch sein Theil

davon; als ich ihm eine reiche Belohnung versprach, wenn er mir behülflich wäre, den Proceß zu gewinnen, antwortete er mir, daß jede Belohnung dem Herrn Portman zukäme, unter dessen Leitung er arbeite."

„Das finde ich sehr schön von ihm, lieber Vater", fiel Blancha mit Begeisterung ein. „Er ist ein edler, bescheidener Mann und die Ehre gilt ihm mehr als das Geld."

„Und darum ist er ein halber Narr, denn ohne Geld gibt es keine Ehre", antwortete Dandon und legte sich in den Sessel zurück.

„Wie häufig aber gibt es Geld ohne Ehre, darum kann das Geld die Ehre nicht erzeugen. Lieber ehrenvoll arm als reich und mit Schande beladen", entgegnete Blancha und sah mit aufleuchtendem Blick nach Albert hinüber, den sie immer noch durch die eingetretene Dämmerung in seinem Fenster erkennen konnte.

Albert saß vor seinem Schreibtisch und überwachte in beseligender Aufregung jede Bewegung, jeden Blick Blancha's; kaum aber hatte sie mit ihrem Vater den Balkon verlassen, als er seine Lampe anzündete, schnell das Gutachten für Dandon zur Hand nahm und sich in dessen Durchsicht vertiefte. Von Zeit zu Zeit allerdings warf er einen Blick nach Blancha's Fenstern hinüber, dieselben blieben aber dunkel, und so beendete er die Arbeit

ohne Unterbrechung. Er begann nun die Reinschrift und war schon bis zur Hälfte damit vorgerückt, als ein Lichtschein seine Augen nach der andern Seite des Platzes zog und er das Zimmer Blancha's erleuchtet sah. Diese selbst stellte die Lampe auf den Tisch, trat dann auf den Balkon heraus und setzte sich an dem Eisengeländer nieder.

Von allen Gefühlen in des Menschen Brust entsteht keins so urplötzlich, so unverlöschlich wie die Liebe, keins kann mit so Wenigem zufrieden gestellt werden wie sie, und keins findet so unzählige Mittel und Wege, sich kundzugeben, sich mitzutheilen. Es bedarf hierzu keines Wortes, keines Beisammenseins; ein Blick, ein Wink, ein Blümchen, ein Fächer, eine Feder auf dem Hute — es gibt nichts, was der Liebe nicht als Dolmetscher, als Bote diente.

Albert und Blancha waren nach den gewöhnlichen Formen gesellschaftlichen Umgangs einander noch unbekannt und doch waren ihre Seelen schon verbunden, ihre Herzen schon vereint. Sie wußten, daß sie sich gegenseitig liebten, und obgleich ein weiter Raum und das Düster der Nacht augenblicklich zwischen ihnen lag, so waren sie doch beisammen, sagten einander, wie gut sie sich wären und wie glücklich sie sich fühlten. Albert hielt die dunkle Gestalt des schönen Mädchens vor dem

Lichtschein, der aus dem Salon strömte, mit seinem sehnsüchtigen Blick umfangen, und Blancha's Augen hingen mit seelenvoller Innigkeit an dem Bilde Albert's, welches von dem Lichte seiner Lampe beleuchtet wurde.

Stunden eilten dahin, die Straßen wurden leer und die Stadt war längst schon zur Ruhe gegangen, und noch saßen die Beiden in ihr Glück versunken und schauten nach einander hinüber. Die Nachtluft wurde jetzt aber empfindlich kalt, Blancha richtete sich empor und trat in die Salonthür, dort blieb sie stehen, hob, nach Albert hinüberschauend, ihr Batisttuch zu ihren Lippen auf, dieser hielt beide Hände nach ihr hin und sah sie dann mit der Lampe in dem Nebenzimmer verschwinden. Erst als dessen Fenster sich verdunkelten, griff er wieder nach seiner Feder und beendigte mit fliegender Eile die Reinschrift des Gutachtens für Dandon. Trotz der kurzen Ruhe, die er sich in dieser Nacht gegönnt hatte, verließ er sehr früh am Morgen sein Lager, schaute aber lange vergebens nach dem Balkon hinüber. Endlich zeigte sich Blancha hinter dem Fenster und trat gleich darauf aus der Salonthür hervor. So feenhaft schön, so lieblich hatte Albert sie noch nie gesehen; im Uebermaß seines Glücks faltete er die Hände vor seiner Brust und sandte ihr aus tiefstem Herzen seine Grüße zu, und halb gesenkten Hauptes beantwortete Blancha

dieselben verzagt mit einer leisen Bewegung ihrer schneeigen Hand. Wieder saßen sie still einander gegenüber und fühlten sich im gegenseitigen Anschauen so glücklich, sie sahen sich aber nur verstohlen an, denn die traute Nacht, die ermuthigende Beschützerin der Liebe, fehlte ihnen.

Wie gern hätte Blancha Hut und Shawl genommen und in der Morgenfrische einen Spaziergang gemacht, jetzt aber, nachdem sie es Albert verrathen hatte, daß sie ihm gut war, jetzt konnte, jetzt durfte sie es nicht thun. Wo, wie und wann würde sie ihm nun wohl wieder begegnen? Das war die Frage, die sie beschäftigte, als sie bemerkte, daß Albert wiederholt Papiere von seinem Tisch nahm, damit an das Fenster trat und sie dann wieder weglegte. Es kam Blancha vor, als wolle er ihr dieselben zeigen, was aber konnte er damit beabsichtigen? Da fiel ihr ein, daß er das Gutachten für ihren Vater anzufertigen übernommen hatte; sollte er es schon beendet haben und sollten die Papiere es vielleicht enthalten? Ganz recht, da hatte er sie wieder in der Hand, er wollte sie es wissen lassen, daß er die Arbeit bereits vollendet habe. Aber warum? Es durchzuckte Blancha heiß und freudig, vielleicht wollte er das Gutachten ihrem Vater heute selbst überbringen! Um welche Zeit aber würde er dann wohl kommen? Sicher wußte

es Albert, daß ihr Vater immer gleich nach dem Frühstück auszugehen pflegte. Sollte er diese Zeit wohl wählen? Der Wunsch, er möchte es thun, stieg allerdings in Blancha auf, zugleich aber erfaßte sie eine bange Zaghaftigkeit, eine Unruhe, die sie nicht bemeistern konnte. Als sie Albert aber frühzeitig mit Papieren unter dem Arm seine Wohnung verlassen sah, wahrscheinlich um sich nach dem Hotel und von da nach dem Geschäftslokal Portman's zu begeben, da wurde sie ruhiger, mit ihrer Aufregung schwand aber auch das beglückende Gefühl der Hoffnung, der Erwartung, und mit einer Anwandlung von Traurigkeit ward sie sich ihrer Täuschung bewußt. Beim Frühstückstisch war sie still und in sich gekehrt, und als sie in ihre Gemächer zurückgekehrt war, trat sie in die Vertiefung eines Fensters und schaute gedankenvoll die Straße hinunter.

Blancha hatte nicht lange dort gestanden, da trat ihr Vater aus der Hausthür und sie folgte ihm mit den Augen über den Platz, bis er am Ende desselben in der Straße verschwand. Dort blieb ihr Blick haften, es war der Fleck, wo sie gestern Abend Albert zuerst bemerkt hatte, als er nach seiner Wohnung ging und ihr im Vorübereilen einen Gruß zusandte. Im Geist sah sie ihn ebenso vor sich, sie vertiefte sich immer mehr in das Bild, welches die Phantasie ihr vorzau-

berte, da wurde dasselbe plötzlich Wirklichkeit, denn Albert kam aus der Straße herangeeilt.

Blancha fuhr aus ihrem Traume auf, ein Freudenlaut erstarb auf ihren Lippen, und einen Schritt vom Fenster zurücktretend blickte sie Albert entgegen. Es war keine Täuschung mehr, er kam über den Platz gerade auf ihr Haus zu, er trug Papiere unter dem Arm und seine großen dunkeln Augen waren nach Blancha's Fenster gerichtet.

„Mein Himmel, er kommt wirklich“, sagte sie halblaut mit bebender Stimme, eilte verwirrt und unentschlossen in dem Salon hin und her und trat einen Augenblick vor den Spiegel, da hörte sie die Hausthür öffnen und gleich darauf den Tritt des Bedienten auf der Treppe, denn sie hatte nun die Zimmerthür geöffnet und lauschte in den Corridor hinaus.

„Ein fremder Herr wünscht Herrn Dandon zu sprechen“, sagte der Diener, zu Blancha tretend.

„Ich weiß schon, er bringt Acten für meinen Vater. Führe ihn hierher!“ entgegnete Blancha. Mit diesen Worten war ihre Verlegenheit, ihre Unschlüssigkeit verschwunden. Sie trat in das Zimmer zurück, ergriff ihren Fächer und ließ sich in dem Sopha nieder.

Ihr Ohr erfaßte den leichten Tritt des Ersehnten, womit er sich durch den Corridor nahte. Blancha's Wan-

gen wurden bleich, die Thür öffnete sich und Albert trat herein. Er verneigte sich tief, und Blancha, indem sie von dem Sopha aufstand, that desgleichen. Beide schwiegen, beiden blieben die Worte auf den Lippen haften.

„Ich habe hier eine Arbeit, verehrtes Fräulein“, begann Albert, seine innere Bewegung bekämpfend, nach einigen Augenblicken und sah nach Blancha auf.

„Mein Vater sagte mir davon, Herr Randolph“, entgegnete Blancha mit halblauter, unsicherer Stimme; „er wird sehr bedauern, nicht zu Hause gewesen zu sein.“

„Darf ich Sie dann bitten, die Papiere für ihn in Empfang zu nehmen“, fuhr Albert etwas gefaßter fort, „und werden Sie es mir vergeben, daß ich gerade diesen Augenblick zu meinem Besuche wählte?“

Blancha erröthete, überwand aber ihre Befangenheit und sagte, mit allem Leibreiz zu Albert aufblickend:

„Dem Herrn Randolph habe ich nichts zu vergeben, denn er hat nichts gethan, was mir unangenehm gewesen wäre, dem Dichter Albert aber bin ich so großen Dank schuldig, daß mir die Worte fehlen, ihn auszusprechen; nehmen Sie den guten Willen für die That.“

Bei diesen letzten Worten hob sie schüchtern ihre Hand nach Albert hin und schlug die Augen nieder. Das Blut schoß ihr heiß in die Wangen und nach dem

Herzen, denn Albert hatte ihre Hand ergriffen und preßte seine Lippen darauf; sie zog sie nicht zurück, ihre Augen schlossen sich in unnennbarer Wonne und sie fühlte, von Albert's Arm umschlungen, dessen Lippen auf den ihrigen. Dann sank ihr Haupt auf des Jünglings Schulter und sie barg ihr glühendes Antlitz an seiner Brust.

„Himmlische Blancha, ist es Wirklichkeit, ist es Wahrheit!" stammelte Albert im Uebermaß seiner Seligkeit; doch Blancha hatte keine Worte, sie bebte in seinen Armen, sie hörte seines Herzens Schläge und die ihrigen zugleich und hielt ihre geschlossenen Augen an seine Brust, als fürchte sie aus ihrem Wonnetraum zu erwachen.

„O sage es mir, Du engelsüßes Wesen, Du meiner seligsten Träume Göttin, sage es mir, daß Du mich liebst, laß mich, Du schöne Fee, mit einem Wort in den Himmel ein, den mir Dein erster Blick gezeigt, geöffnet hat!" sagte Albert, von dem unverhofften, übergroßen Glücke hingerissen und hob ihr Antlitz bittend von seiner Brust auf.

„Ja, Albert, ich liebe Dich innig, mit meiner ganzen Seele, mit meinem ganzen Sein, ich bin Dein und will Dir angehören in diesem und in jenem Leben", antwortete Blancha mit der innigen Hingebung der ersten Liebe und hob ihre seelenvollen schönen Augen

zu Albert auf, als wolle sie ihn die Wahrheit ihrer Worte in ihnen lesen lassen. Dann schmiegte sie sich wieder an seine Brust und gab sich seinen Liebkosungen hin.

Wieder und immer wieder wechselten sie die Versicherungen ewiger Liebe und ewiger Treue und bemerkten nicht den eiligen Flug der Zeit, bis plötzlich der melodische Klang der prächtigen Uhr vor dem Spiegel, womit dieselbe die Mittagsstunde anzeigte, sie aus ihrem Wonnerausche weckte.

„Du mußt mich verlassen, mein Albert", sagte Blancha, erschrocken nach der Uhr hinsehend. „Mein Vater wird nun bald aus dem Leseclub zurückkehren und er darf von unserm Bunde noch nichts erfahren; er hat harte Vorurtheile gegen einen Jeden, der nicht reich ist. Ich bin aber und bleibe Dein für die Ewigkeit! Wann werde ich Dich wiederfinden?"

„Bald, bald, Du, meine Seligkeit, bald, noch heute", antwortete Albert außer sich. „Kann ich Dich des Abends auf der Promenade treffen oder gehst Du irgendwohin zu Besuch?"

„Ich will Dir sagen, Albert, ich habe eine liebe treue Freundin, der wir unser Glück vertrauen dürfen, und bei ihr können wir uns wiedersehen. Madame Newberry, Deine freundliche Hauswirthin ist es; sie war

auch die Vertraute meiner lieben Anna, und wie unendlich glücklich ist dieselbe geworden. Ich werde heute Abend zu ihr gehen und ihr mein Herz öffnen und Dir dann einen Liebesboten hinaufsenden, damit Du zu Deiner Blancha herabkommst. Nun aber eile, mein Albert, meine treue, innige Liebe geht mit Dir."

Hiermit schmiegte sich Blancha nochmals an Albert's Brust und empfing dessen Lippen in langem seelenvollem Kusse auf den ihrigen, dann aber schieden sie hastig. Albert deutete noch auf die mitgebrachten Papiere, die auf dem Tische lagen, und verließ, das Herz voll Seligkeit, eilig das Haus.

Harry Williams schaute, als ihn das Schiff von Madeira wegtrug, so lange noch nach der schönen, sonnigen Insel zurück, als er deren blaue Umrisse aus dem Duft der Ferne erkennen konnte; er hatte dort so viele vergnügte, glückliche Stunden verlebt, daß das Lebewohl, welches er jetzt auf Nimmerwiederkehren hinüber sandte, ihm recht nahe ging, und doch fühlte er sich leicht und wohl bei dem Gedanken, daß er die Insel hinter sich zurückließ und daß die ersten Nachrichten, die sein befreundeter Kapitän von London senden würde, ihn dort nicht mehr treffen konnten. Er lachte laut auf über die

gelungenen Wendungen, durch welche er dem Schicksal die Oberhand abgerungen hatte, und zollte seinem erfahrenen Rathgeber Holcroft Anerkennung für die Lehre, auf Kosten der gewöhnlichen Menschen zu leben. Schade um ihn, dachte Harry, denn unter seiner Leitung würde er sicher bald zum reichen, unabhängigen Manne geworden sein, doch meinte er auch ohne ihn, seinem Lehrsatz getreu, dies Ziel erreichen zu können. Brasilien war ein Land der Schätze, der Juwelen, der Sklaverei und der Unwissenheit, und in einer oder der andern Richtung mußte dort für Harry ein Weg zu seinem Glück zu finden sein. In hochfliegenden Träumereien durchzog er den Ocean, von Tag zu Tag steigerte sich sein Verlangen nach dem Wunderlande und mit goldenen Hoffnungen begrüßte er endlich die blauen Gebirge Brasiliens.

Es war ein reizender, luftbewegter, frischer Morgen, als das Schiff mit Harry Williams zwischen dem Zuckerhutberg und dem Felsen, an welchem die Festung Santa-Cruz liegt, in die zauberisch schöne, mit üppig grünen Inseln geschmückte Bai von Rio de Janeiro einsegelte und sich auf den spielenden grünen Wogen der Kaiserstadt zuschaukelte. Stufenweise hob sich die Stadt mit ihren Kirchen, Thürmen und Kuppeln an den Bergen empor und glänzte in der Morgensonne Harry's Blicken entgegen wie Gold- und Silbermassen, über denen sich

die nahen und fernen Tropenwälder wie Purpurgewänder wölkten, während es auf den krystallklaren Wellen vor ihm wie eine Brillantensaat blitzte und zitterte. Ein Reichthum, eine Pracht lag in dem Bilde vor Harry's Blicken entfaltet, wie sein Auge nie früher gesehen, und das Wort „kaiserlich" reizte seine Phantasie, ihm alle Schätze des Orients hier aufgehäuft vorzuzaubern. Bei seiner Ankunft an dem Werfte der Stadt freilich verblich das glänzende Traumgebilde sehr, die elenden Gebäude, die sumpfigen Straßen, die schmuzigen Trottoirs und die in Lumpen gehüllten Menschen, die sie belebten, machten dem Amerikaner den Eindruck der Armuth, der Faulheit und des Elends. Er dachte an das jugendlich frische Bild einer amerikanischen Stadt mit deren markiger, willens- und thatkräftiger Bevölkerung, wo man es jedem Einzelnen, vom Präsidenten bis zum Karrenschieber hinab, ansieht, daß derselbe unabhängige, unbeugsame Geist ihn beseelt, daß er das Bewußtsein in sich trägt, selbst an der Regierung seines Vaterlandes Theil zu nehmen, und daß er sein eigenes Schicksal in eigener eiserner Hand zu halten glaubt. Wie erbärmlich, wie verkommen dagegen kamen ihm die Nachkommen der alten, einst so großen Spanier vor! Klein, mark- und saftlos, skrophulös und, kaum erwachsen, schon verlebt, schlichen die winzigen Gestalten umher wie

Wagehälse, weil sie es riskirten, auf solchen Spindelbeinen zu gehen, und dennoch blitzten und glühten ihre schwarzen Augen aus ihren vertrockneten braunen Gesichtern hervor, als beseele sie ein lebendiger Geist. Statt hochherziger Begeisterung, statt stolzen Selbstbewußtseins aber lag verschmitzte Schlauheit, Arglist und knechtische Gewandtheit in ihren Blicken, und man sah es ihnen an, daß sie stets bereit wären, sich vor Andern in den Staub zu bücken oder sie mit Füßen zu treten.

Gleich bei Ankunft des Schiffes hatten sich viele Offiziere und Civilbeamte an Bord eingefunden, um die Papiere des Kapitäns zu empfangen, den Gesundheitszustand der Mannschaft zu untersuchen und das Löschen der Ladung zu überwachen. Wie die Sieger in einer eroberten Festung stolzirten diese zwergartigen Caricaturen in ihren großen Federhüten, mit Goldstickereien überladenen Röcken und ungeheuren goldenen Epauletten auf dem Verdeck hin und her und befahlen, daß noch durchaus nichts aus dem Schiffe an das Land gebracht werde. Der Kapitän, der schon früher auf seinen Reisen hier gewesen und mit den Verhältnissen und Gebräuchen bekannt war, hatte aber in der Kajüte ein Frühstück und Wein auftragen lassen und bat die Herren, einzutreten, um sich zu erfrischen. Bei dieser Gelegenheit drückte er einem jedem derselben einige Goldstücke in

die Hand, welche sie mit vertraulichem Nicken schweigend hinnahmen, ihren Unterbeamten einen Wink gaben, dem Ausladen des Schiffes nicht länger im Wege zu stehen, und dann der Einladung zum Frühstück folgten. Nach demselben erkaufte sich Harry auf Anrathen des Kapitäns in gleicher Weise von einem der betreffenden würdigen Beamten die Erlaubniß, ohne weitern Aufenthalt sein Gepäck an das Land bringen zu dürfen, empfahl sich dann allen aufs höflichste und trat seinen Weg nach einem Hotel an. Er erreichte bald den Palastplatz, an dessen linker Seite die kaiserliche Residenz in Form eines gewöhnlichen Wohnhauses sich erhob, während die Markthalle gegenüber an der andern Seite des Platzes stand. Diese war mit Menschen aus den untern Klassen der Bevölkerung gefüllt, man konnte nicht sagen belebt, denn alle schienen die Mühe der Bewegung zu scheuen, standen, saßen und lagen in Gruppen umher und die meisten von ihnen gaben keine Veranlassung zu erkennen, weshalb sie sich eigentlich hier befanden. Nur die Verkäufer von Lebensmitteln schrieen ihre Waaren aus und riefen jeden Vorüberschleichenden an. Als Harry aber bei seiner Wanderung in mehrere Hauptstraßen gelangte, wo ihm die prächtigsten Gold- und Silberläden mit ihren Juwelen entgegenblitzten und reich geputzte Damen vor ihnen die Trottoirs belebten, da

steigerte sich seine Begeisterung für dieses Land abermals und mit den kühnsten Hoffnungen erwiderte er die Blicke der schwarzen Augen, die sich neugierig und einladend auf ihn richteten.

Nachdem er sich in dem besten Hotel der Stadt eingemiethet hatte, war sein erstes Geschäft, sich nach Holcroft umzusehen, denn eine Möglichkeit lag ja doch vor, daß derselbe gleichfalls dem Tode entgangen sei. Harry's Bemühungen während mehrerer Tage blieben jedoch erfolglos, und da er eigentlich zu keiner solchen Hoffnung berechtigt war, so gab er alle weitern Nachforschungen auf. Sein Kassenbestand überhob ihn für den Augenblick jeder Sorge, und wegen seiner Zukunft brauchte er sich keiner solchen hinzugeben, denn er befand sich ja in einem Lande, wo es ein Leichtes sein mußte, Vermögen zu erwerben. In welcher Weise er dies nun vollbringen wollte, überließ er den Zufälligkeiten, wie sie ihm das Leben vorführen würde, beschloß aber, keine Gelegenheit dazu vorübergehen zu lassen, sich gleich mit Menschen, Zuständen und Verhältnissen hier bekannt zu machen und namentlich sich um den Zutritt in angesehenen Familien zu bemühen. Hiermit war sein Plan gemacht, und nun wandte er sich den Belustigungen zu, welche die Stadt und deren Umgebung ihm boten. Er besuchte alle öffentlichen Vergnügungslokale, das Theater, das Stiergefecht,

die Kaffeehäuser und Billardräume und erschien in gewählter Toilette zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß auf den Promenaden.

Eines Tags fuhr er am Strande hin durch die Vorstadt nach St. Christoph, dem Winteraufenthalt des Kaisers und dem Vergnügungsort der vornehmen Welt von Rio, und trat dort in einem Kaffeehaus in dessen Billardsaal ein. Das Billard war von vielen Spielenden umgeben und ein breitschultriger Mann hatte sich über dasselbe gebeugt, um einen Stoß auszuführen, als Harry ihn bemerkte und überrascht zur Seite trat, um ihm in das Gesicht zu sehen. Kaum traute er seinen Augen, denn er erkannte in ihm seinen Freund Holcroft.

„Holcroft! Ist es möglich?" rief er jubelnd aus. Dieser warf bei dem ersten Ton von Harry's Stimme das Queue weg und fuhr nach seinem todtgeglaubten jungen Gefährten herum.

„Williams, bei allen Teufeln! Williams, ist es Ihr Geist oder sind Sie es selbst?" rief er aus und streckte ihm beide Hände entgegen, die dieser in höchster Aufregung ergriff, dann seinen Arm um die breiten Schultern des Sklavenhändlers schlug und ihn seitwärts in ein Fenster zog. Nach den ersten stürmischen Begrüßungen aber wandte sich Holcroft an seine Spielgesellschaft, bat sie höflich, ihn zu entschuldigen, wenn

er jetzt schon austräte, und führte Harry dann nach der Schenkstube, um das unverhoffte Wiedersehen bei einer Flasche Champagner zu feiern.

„Bei allen guten und bösen Geistern aber sagen Sie mir nun, wie Sie den Haifischen entgangen sind", begann Holcroft, nachdem beide ihre Gläser geleert hatten, worauf Harry ihm einen treuen Bericht über sein Verfahren abstattete.

„Bravo, junger Freund, das hätte ich selbst nicht besser machen können", rief Holcroft lachend aus und setzte, die Gläser füllend, hinzu:

„Der reiche Plantagenbesitzer soll leben! Was Sie noch nicht sind, können Sie noch werden!"

Wieder schäumte der Wein über ihre Lippen, und beide thaten einige Züge aus ihren Cigarren, als Harry sagte:

„Nun aber lassen Sie mich auch hören, wie Sie dem Tode entgangen sind."

„Das ist bald erzählt", entgegnete Holcroft. „Als Sie mir unter der Hand verschwanden und der Sturm Ihren Angstschrei an meinem Ohr vorbeijagte, ließen wir das Boot hinab und sprangen hinein; ich schnitt rasch die Taue durch, die uns noch an dem berstenden Schiffe festhielten, denn die ganze Mannschaft wäre sonst in das Boot gestürzt und hätte es so tief in das Wasser

gedrückt, daß uns die erste Woge verschlungen haben würde. So blieben sechs Mann an Bord zurück und die See trug uns im Augenblick aus dem Bereiche ihrer Hülferufe, ihrer Flüche und Verwünschungen. Ihr Aerger wird nicht von langer Dauer gewesen sein, denn das Schiff brach schon auseinander, als wir es verließen. Es war eine böse Nacht, und kaum reichten unsere Kräfte hin, das Boot über Wasser zu halten. Nun, Sie wissen es ja am besten, wie bald das Wetter sich änderte, und da trieben wir im heißen Sonnenbrand auf der glatten See ohne einen Tropfen, um unsern Durst zu löschen, ohne Lebensmittel, um den Hunger zu stillen. Drei Tage kamen und vergingen, und wir waren auf dem Punkt, die Haifische zu unsern Erben einzusetzen, als ein Schiff uns zu Hülfe kam, uns aufnahm und auf Barbadoes landete. Mein lederner Gürtel war noch reich mit Gold versehen und so wurde es mir leicht, eine Ueberfahrt hierher zu bedingen. Ich hätte aber eher an meinen Tod geglaubt, als daß ich Sie hier wiederfinden sollte. Unser Glücksstern steht hoch am Himmel; hier, dies Glas auf eine baldige glänzende Unternehmung!"

Bei diesen letzten Worten Holcroft's ergriffen beide abermals ihre Gläser und leerten sie in hochfliegender Begeisterung.

Die zweite und die dritte Flasche Champagner tranken sie aus und bestiegen dann in sehr heiterer Stimmung das Fuhrwerk Harry's, welches sie schnell nach der Stadt zurückbrachte. Harry zahlte seine Rechnung in dem Hotel, wo er wohnte, und siedelte dann nach dem Gasthof über, in welchem Holcroft abgestiegen war. Die Weinlaune verflog bald und die beiden Abenteurer saßen, als die Sonne hinter den Tropenwäldern versank, auf dem kleinen Balkon vor Holcroft's Zimmer und ließen sich von der frischen Seeluft umspielen, die eben den Spiegel der Bai zu kräuseln begann.

„Nun aber, Holcroft, welche Aussichten haben wir auf baldige Thätigkeit?“ nahm Harry das Wort.

„Die Unternehmung, wegen welcher wir hierher kamen, ist uns entgangen, weil ich zu spät eintraf“, antwortete Holcroft. „Das Haus, welches das Schiff für mich zu einer Reise nach Afrika ausgerüstet hatte, konnte nicht länger warten und hat einen andern Kapitän an meine Stelle gesetzt. Augenblicklich ist nichts in der Luft, es wird aber nicht lange dauern, so macht man mir Anerbietungen, denn eine glücklichere Hand als die meinige hat noch niemals mit Wollköpfen gehandelt. Die Preise von Colonialwaaren sind sehr hoch, und das bestimmt den Werth der Neger. Wir dürfen es die Leute hier

aber nicht wissen lassen, daß wir um ein Geschäft verlegen sind, sonst bieten sie uns schlechte Bedingungen."

„Nun, wir können es ja vorläufig abwarten", fiel Harry ein. „Wenn nur die Weiber schöner wären, ich habe wahrhaftig noch kein wirklich schönes Mädchen gesehen."

„Ich werde Ihnen nach dem Abendessen doch so etwas von Tropenglut in einem Augenpaar lesen lassen, von dessen Eigenthümerin Sie sagen sollen, daß sie schön sei", nahm der Sklavenhändler wieder das Wort. „Es muß Alles in Einklang stehen. Zu einem brennenden Vulkan gehört eine dunkle Umgebung; die Nacht mit Blitzen und Wetterleuchten kann ebenso prächtig sein wie der Tag mit seinem Sonnenlicht. Uebrigens haben Sie Recht, Schönheiten gehören hier zu den Seltenheiten; die Rasse taugt nichts mehr, es muß neues Blut hineingebracht werden."

Am folgenden Morgen machten die beiden Glücksritter einen Spaziergang durch die Straße Direita, als Holcroft sagte:

„Wir wollen jetzt einmal nach dem Werfte gehen, um uns sehen zu lassen; dort wird eine Art von Börse gehalten und sämmtliche Unternehmer in Ebenholz (Neger) sind augenblicklich dort zu finden."

So wanderten sie Arm in Arm die Straße hinab

und über den Palastplatz nach dem Strande, wo sie bei der Landungsbrücke stehen blieben und ihre Aufmerksamkeit auf die neu angekommenen Fahrzeuge zu richten schienen. Holcroft's Blicke aber schossen verstohlen hin und her durch die Menschenmenge, welche hier versammelt war, und nach einigen Minuten sagte er zu seinem Gefährten:

„Sehen Sie sich nicht um, Williams! Wenn ich nicht irre, so kommt der Hauptagent für den Sklavenhandel hinter uns her, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er ein Anerbieten für mich hätte."

Darauf zeigte Holcroft mit dem Arm nach einem kleinen Schiffe hin, welches sich dem Werfte nahte und eben seine Segel einzog. Er sprach laut darüber und that gar nicht, als ob er den kleinen, alten, vertrockneten Herrn bemerke, der jetzt von der Seite auf ihn zu trat.

„Guten Morgen, Kapitän Holcroft! Ich habe Sie ja lange nicht gesehen und glaubte wirklich, Sie wären abgereist", sagte der Alte mit grinsend freundlichem Lächeln und reichte dem Sklavenhändler die Hand.

„Noch nicht, aber morgen oder übermorgen werde ich mich nach Havanna einschiffen, von wo mir dringende Offerten gemacht sind. Erlauben Sie mir aber, Signor Salerio, Ihnen meinen Freund Kapitän Jones

vorzustellen", sagte Holcroft, indem er auf Harry zeigte, worauf dieser und der alte Brasilianer sich gegenseitig verneigten.

Nachdem die Beiden sich die Hand gedrückt hatten, nahm Salerio wieder das Wort: „Warum denn nach Havanna, wenn Sie hier vielleicht ein Engagement erhalten könnten?"

„Das Geschäft ist hier zu erbärmlich geworden. In Havanna bezahlt man seine Leute besser nach Qualität, hier benutzt man jeden Lump, wenn man ihn billig erhalten kann, und bedenkt nicht, welche Kapitalien man ihm anvertraut. Havanna ist der Platz für mich und meinen Freund hier", entgegnete Holcroft mit Bestimmtheit.

„Und wenn man nun hier Ihre Dienste ebenso anerkennen und belohnen würde wie in Havanna, warum dann dorthin gehen? Hören Sie, Kapitän Holcroft, ich suchte Sie gestern schon, ich habe ein Anerbieten für Sie; wenn Sie es annehmen wollen, sollen Sie in jeder Weise zufrieden gestellt werden. Nennen Sie mir Ihre Bedingungen für eine Reise nach der Küste von Afrika in einem Fahrzeuge, welches zwischen zwei- und dreihundert Neger faßt; ich bin beauftragt, Sie dafür zu engagiren."

„Allerdings, wenn Sie so reden, dann kann ich mir

die Reise nach Havanna ersparen", versetzte Holcroft. „Welches Schiff will man mir denn geben?"

„Es ist die Brigg Teresa, welche kürzlich beschädigt hier einlief und als seeuntüchtig condemnirt wurde. Aber, unter uns gesagt, dies geschah nur meinen Freunden zu Gefallen, damit dieselben das Fahrzeug um einen Spottpreis kaufen konnten; mit einer kleinen Ausbesserung ist es so gut, als wenn es eben vom Stapel käme und segeln kann es wie ein Falke. Dort unten liegt die Brigg, wenn Sie sich dieselbe ansehen wollen."

„Ich werde sie in Augenschein nehmen und Ihnen dann meine Antwort geben", erwiderte Holcroft.

„Sie finden mich in meiner Office", sagte Salerio, reichte dem Sklavenhändler die Hand und schritt davon, während Holcroft mit Harry an dem Werft hin die Richtung nach der bezeichneten Brigg einschlug.

„Ich für meinen Theil danke ganz gehorsamst dafür, mein Leben auf einem condemnirten Schiffe der See preiszugeben. Die letzte Schwimmpartie war gerade genug für mich", sagte Harry im Vorwärtsschreiten.

„Thorheit!" fiel Holcroft ihm in die Rede. „Sie werden sehen, daß die ganze Geschichte eine Betrügerei ist, für welche die Assecuranzcompagnien im Norden bezahlen müssen. Wir wollen uns aber selbst überzeugen."

Sie hatten bald die Brigg Teresa erreicht und fanden nach genauer vorsichtiger Untersuchung derselben, daß Don Salerio die Wahrheit gesagt und daß der Schaden, den das Schiff erlitten hatte, nur ein äußerer war, den man leicht wieder ausbessern konnte.

Darauf gingen sie in die Stadt zurück, der Sklavenhändler nach Salerio's Geschäftslokal und Harry nach dem Gasthause. Nach Verlauf von einer Stunde trat Holcroft mit den Worten zu Harry in das Zimmer:

„Nun, mein fliegender Kapitän Jones, sind Sie reisefertig? In acht Tagen müssen wir auf der blauen Tiefe schwimmen. Ich habe den Contract für dreißigtausend Dollars abgeschlossen, die man mir zahlt, wenn ich die Ladung Neger hier lande; Schiffsmannschaft, Waffen und Proviant werden mir geliefert, nur habe ich meinen fliegenden Kapitän selbst zu stellen. Ich zahle ihm achttausend Dollars für die Reise, und nun fragt es sich, ob Sie, mein lieber Williams, die Stelle annehmen wollen."

„Mit Freuden, Holcroft, und mit meinem besten Dank; ich werde meinem Lehrmeister Ehre zu machen suchen", entgegnete Harry, indem er in die ihm vom Sklavenhändler entgegengehaltene Hand einschlug.

Am folgenden Morgen schon war die Brigg Teresa aufs Trockene gelegt, um sie genau untersuchen und aus-

bessern zu lassen, wobei Holcroft sich von Zeit zu Zeit einfand und selbst die Arbeit überwachte und nachsah. Während das Schiff nun auf das vollkommenste für die Fahrt ausgerüstet wurde, ließen die Eigenthümer desselben, in deren Dienste Holcroft getreten war, alle nöthigen Schiffspapiere in zwei Exemplaren ausfertigen. Die einen lauteten für die Brigg Clara, Kapitän Jones, nach der Küste von Afrika bestimmt, um dort eine Ladung Palmöl, Hölzer, Goldstaub, Elfenbein u. dgl. einzunehmen und damit nach Boston zu segeln, welche Papiere von dem amerikanischen Consul in Rio unterzeichnet wurden. Die andern Exemplare ließen sie durch die brasilianischen Behörden für die Brigg Teresa, Kapitän Holcroft ausstellen, welche nach der Küste von Afrika zu fahren und von dort nach irgend einem Hafen Brasiliens zurückzukehren hatte.

Diese ganz verschieden lautenden Papiere wurden in zwei luft- und wasserdicht zu verschließende Blechbüchsen gethan, um gelegentlich bei einer Untersuchung des Schiffes durch einen Kreuzer die eine oder die andere an einem Strick in die See zu versenken.

Während Holcroft nun mit der Ausrüstung sehr beschäftigt war, benutzte Harry die Zeit bis zur Abreise, um seine gesammelten Lokalkenntnisse zu seiner Unterhaltung und seinem Vergnügen auszubeuten, und so ver-

strichen für beide die Tage außerordentlich schnell. Der letzte, den sie in der Kaiserstadt verleben sollten, neigte sich gleichfalls, beide leerten noch einmal den vollsten Freudenbecher, den Rio ihnen bieten konnte, und am folgenden Morgen mit dem Grauen des Tags sagten sie Brasilien Lebewohl und segelten mit der Brigg Teresa in den Ocean hinaus.

Viertes Kapitel.

Es war ein prächtiger Morgen, das Meer zeigte sich in seiner besten Laune und rollte seine schaumgekrönten Wogen wie krystallene Berge rauschend dahin, und die beiden Abenteurer saßen mit hochfahrenden Hoffnungen für das Gelingen ihrer Unternehmung beisammen auf dem Verdeck über der Kajüte und ließen ihre offene Brust von der erfrischenden Seeluft umspielen.

„Wenn wir nur Vorrath von Negern an der Küste finden, sodaß wir nicht zu lange in der Höllenglut zu verweilen brauchen, welche auf den engen, von Wald eingeschlossenen Buchten liegt; man wird dort von Mosquitos aufgefressen", sagte Holcroft zu seinem Gefährten.

„Daran soll es wohl nicht fehlen", entgegnete Harry, „denn wie ich hörte, ist der Sklavenhandel im vergangenen Jahre bedeutend gewesen, und der Verdienst, der dadurch jenen schwarzen Häuptlingen und Königen zugeflossen, hat sie sicher gereizt, in diesem Jahre ein noch besseres Geschäft zu machen."

„Gerade aus diesem Grunde fürchte ich, daß die Neger rar sind. Das letzte Jahr hat Afrika nahe an dreimalhunderttausend Wollköpfe gekostet, wenn auch vielleicht kaum ein Sechstel dieser Zahl die Küste von Amerika erreicht hat. Die Sklavenhändler in Nord- und Südamerika schließen Contracte mit den Plantagenbesitzern ab, wonach sie denselben eine gewisse Anzahl Sklaven zu liefern haben. Sie senden ihre Schiffe nach Afrika, dieselben werden dort mit schwarzem Fleisch beladen und treten ihre Rückreise an. Fällt nun die Ladung in die Hände eines Kreuzers, oder wird sie bei Annäherung eines solchen schnell über Bord geworfen, um die Schiffsmannschaft vor dem Aufhängen zu bewahren, so befreit dies den Sklavenhändler in Amerika nicht von seinen eingegangenen Contracten mit den Pflanzern, er muß die bestimmte Zahl Neger liefern und einen neuen Versuch machen, solche sich zu verschaffen. Jetzt werden Kosten gespart, alte, zerbrechliche Schiffe werden benutzt, die Neger werden enger zusammengepackt, um mit demselben Geld die doppelte Zahl zu erhalten und dadurch den Verlust an der vorigen Ladung zu decken. Darum, je mehr Neger die Engländer und Spanier vor der Sklaverei in Amerika bewahren, um sie in ihren eigenen Colonien jahrelang als Sklaven arbeiten zu lassen und dann das schön klingende Wort „frei“

über sie auszusprechen, anstatt sie gleich bei Empfangnahme in ihr Vaterland zurückzubringen, desto mehr Neger werden von Afrika abgeholt, denn die Contracte müssen ausgeführt werden, koste es, was es wolle. Im letzten Jahre sind die Engländer sehr glücklich gewesen, und das ist die Ursache, daß in diesem Jahre das Geschäft mit aller Gewalt betrieben werden wird. Der Bedarf von fünfzigtausend Sklaven kann Afrika immer eine halbe Million Köpfe kosten, weil die Engländer nicht die Küsten bewachen, damit die Sklavenschiffe nicht auslaufen können, sondern weil sie ihnen weit draußen in dem Ocean auflauern, um ein gutes Geschäft dabei zu machen."

Hier unterbrach sich Holcroft in seiner Rede, um ein paar Züge aus seiner Cigarre zu thun, und fuhr dann fort:

„Sehen Sie, Williams, das nennt man im Großen und unter dem Scheine des Rechts, der gepriesenen Menschlichkeit auf Kosten seiner Mitmenschen leben, und wenn unsereins einmal ein gutes Geschäftchen macht, wobei er Witz und Talent entfaltet, dann schreit die ganze Welt Mordio, während man auf der andern Seite die Engländer noch hochpreist für die Humanität, daß sie sich für jeden gefangenen Neger fünfundzwanzig Dollars Kopfgeld berechnen, welches derselbe als Frei-

heitscandidat fern von seiner Heimat in einer englischen Colonie abverdienen muß, um nachher als freier Mann das Sklavenleben dort bis an sein Ende fortzuführen. Aber schauen Sie sich doch einmal nach Brasilien um, die schönen blauen Berge verschwimmen schon in dem Duft der Ferne.“

„Ich wollte, wir steuerten mit voller Ladung schon wieder diesen Bergen entgegen“, versetzte Harry, nach der Küste zurückblickend.

„Der Wunsch ist kein weiser, junger Freund“, fiel Holcroft ein, „denn mit seiner Erfüllung hätten Sie schon so viele Monate mehr von Ihrer kurzen Lebenszeit hinter sich liegen. Man muß niemals die Zukunft herbeiwünschen und sich vorwärts sehnen, oder man versäumt die Gegenwart zu genießen, die einzig und allein einen wirklichen Werth für uns Menschen hat. Ich sehne mich nie nach einer spätern Zeit.“

„Hoho, Freund Holcroft! Ich möchte wohl wissen, wonach Sie sich gesehnt haben, als Sie hungrig und durstig in dem Boote auf der See umhertrieben! Ich sollte denken, Sie hätten wohl nach der Zukunft verlangt. Ich wenigstens bekenne, daß ich während meines muntern Spazierritts durch das Meer auf meinem hölzernen Pferde, dem Bret, mich sehr nach einer Zukunft gesehnt habe, in der ich eine gut besetzte Tafel, eine Flasche Ma-

deira und nachher ein gutes Bett zu meiner Verfügung haben würde."

„Ganz recht!" lachte Holcroft auf. „Wenn einem das Feuer so sehr unter den Sohlen brennt, dann mag man schon etwas eilen, im gewöhnlichen Leben ist es aber nicht weise."

„Und wenn ich meine Weisheit noch so sehr dadurch an den Pranger stelle, so leugne ich es doch nicht ab, daß ich mich sehr nach dem Mittagsessen sehne, um den Champagner zu versuchen, den ich mitgenommen habe", fuhr Harry lachend fort.

„Warum nicht die Gegenwart nützen und den Champagner jetzt versuchen?" antwortete Holcroft und rief dem Kajütendiener zu, eine Flasche davon heraufzubringen.

Mit immer vollen Segeln und unter ungetrübtem blauen Himmel eilte die Teresa Woche auf Woche dahin, ohne ihren Curs zu ändern und ohne einem andern Fahrzeuge zu begegnen, bis plötzlich eines Morgens der wachthabende Matrose im Mastkorbe die Schiffsmannschaft aus ihrer nachlässigen Ruhe aufjagte und ein Segel im Süden anmeldete. Alle hefteten ihre Blicke spähend nach dem weißen Pünktchen, welches so eben am Horizont über der See auftauchte, und Holcroft sprang mit dem Fernrohr in der Hand nach dem Mast-

korb hinauf, um sich über den Charakter des Schiffes Sicherheit zu verschaffen. Nach wenigen Minuten schon hatte er dies gethan und stieg mit dem Rufe: „Ein englischer Kreuzer!" eilig wieder auf das Verdeck herab.

„Wenn der Engländer uns anruft, um zu uns an Bord zu kommen, so müssen sich zehn Mann von Euch in ihre Betten verkriechen", sagte Holcroft mit unveränderter Ruhe zu der ungewöhnlich zahlreichen Mannschaft und wandte sich dann scherzend mit den Worten zu Harry:

„Kapitän Jones, ich habe große Lust, Sie mit dem Commando über mein Schiff zu belästigen; solche ungebetene Gäste bewirthe ich nicht gern in eigener Person."

„Ich werde mich sehr dadurch geschmeichelt fühlen, Kapitän Holcroft", entgegnete Harry in gleicher Weise mit einer Verbeugung und folgte demselben in die Kajüte.

„Bleiben Sie nur ganz ruhig, wenn der Kerl an Bord kommt, lieber Williams", sagte Holcroft, indem er die beiden Blechbüchsen mit den Schiffspapieren aus einem Koffer hervornahm.

„Seien Sie unbesorgt, Kapitän", erwiderte Harry lächelnd, „ich werde meinen Posten gut ausfüllen."

Die Büchse, welche die Papiere mit dem Schiffsnamen Teresa enthielt, wurde nun an ein Seil ge-

bunden, dessen anderes Ende hinten am Schiffe und zwar unter dem Wasserspiegel befestigt war. Nachdem Holcroft die Knoten des Seils nochmals betrachtet hatte, warf er die Büchse zum Fenster hinaus in die See, wo sie sofort versank. Dann nahm er die Papiere mit dem Namen Clara, Kapitän Jones, aus dem andern Blechverschluß und legte sie zum bevorstehenden Gebrauch in das Schreibpult, das auf dem Tische stand.

„So", sagte er, „nun mag der Bursche kommen, er wird die Clara auf gesetzlichem Wege finden. Streifen Sie jetzt aber Ihre Haut ab, Williams, und ziehen Sie den Kapitän Jones an, ich werde mich schnell zum Matrosen degradiren."

Nach wenigen Minuten hatte Harry die Seemannstracht angelegt, sein schön geordnetes Haar verwirrt, die glänzenden Locken aus seinem Bart gekämmt und statt seiner gewohnten vornehmen Haltung eine mehr nachläßige, gleichgültige angenommen.

„Ich habe die Ehre, Ihnen Ihren fliegenden Kapitän vorzustellen", sagte er, zu Holcroft tretend.

„Vortrefflich, wie er im Buche steht", entgegnete dieser lachend, indem er einen Matrosenhut aufsetzte. „Nun lassen Sie uns auf das Verdeck gehen und unsere Rollen spielen."

Dort trat Holcroft zu der Mannschaft, um ihr

noch weitere Verhaltungsbefehle zu ertheilen, und nahm dann das Fernglas wieder zur Hand, durch welches er den rasch näher kommenden Kreuzer nun fest beobachtete.

Nach einer Weile sagte er zu Harry, der neben ihm saß:

„Treten Sie hinauf auf das obere Verdeck, sodaß der Engländer Sie durch sein Glas als Kapitän befehlen sieht, und lassen Sie die amerikanische Flagge aufziehen, denn er hat so eben durch die seinige angezeigt, daß er uns zu sprechen wünscht."

Harry that, wie ihm Holcroft gesagt, und begleitete seine Befehle mit Hand- und Armbewegungen. Als die Flagge sich im Winde entfaltet hatte, wurden Segel eingenommen und die Brigg ein wenig in den Wind gebracht, sodaß sie, ohne vorwärts zu kommen, sich auf den Wellen schaukelte. Der Kreuzer kam jetzt rasch heran und nach Verlauf einer halben Stunde legte er sich in Schußweite neben die Brigg.

„Wo kommen Sie her?" rief ihm Harry jetzt mit kräftiger Stimme durch das Sprachrohr zu.

„Seiner Majestät Kutter Growler auf einer Beobachtungsfahrt!" antwortete der befehlende Offizier des Kreuzers und stieg dann in das Boot hinunter, welches während dieser Zeit in das Wasser hinabgelassen worden.

Nach einigen Minuten erreichte dasselbe die Brigg, der commandirende Lieutenant erstieg deren Verdeck.

Harry trat ihm höflich entgegen und sagte:

„Seien Sie willkommen auf der amerikanischen Brigg Clara, deren Kapitän ich bin; mein Name ist Jones."

„Wohin bestimmt?" fragte der Offizier gleichfalls höflich.

„Nach der Goldküste, um von da eine Ladung Elfenbein, Oel und Hölzer nach Boston zu bringen", erwiderte Harry. „Wollen Sie meine Papiere nachsehen?"

„Es ist dies meine Pflicht, Kapitän Jones, ich bedauere aber sehr, wenn Ihnen mein Besuch unangenehm sein sollte", entgegnete der Offizier mit Artigkeit.

„Keineswegs, Herr Lieutenant. Der Besuch eines wirklichen Gentleman kann mir nur angenehm und erfreulich sein. Ich bitte, treten Sie ein", sagte Harry und ließ den Offizier vor sich her in die Kajüte treten. Dort nahm er die Papiere aus dem Pult, legte sie dem Engländer zur Einsicht vor und ließ dann eine Flasche Madeira und zwei Gläser bringen.

„Es ist gegen meine Instruction, hier etwas zu genießen, Kapitän Jones", sagte der Offizier, auf den Wein schauend.

„Ich dachte, nachdem Sie mein Schiff untersucht

und dasselbe auf gesetzlichem Wege befunden hätten, würden Sie mir die Freude machen, zum Abschied und auf eine glückliche Reise ein Glas mit mir zu leeren. Doch will ich Sie nicht nöthigen", sagte Harry, die Flasche wieder aus der Hand setzend.

„Nun, es wird kein großes Verbrechen sein, mit einem so artigen Amerikaner, wie Sie es sind, zu trinken; ich nehme ein Glas Madeira an", versetzte der Engländer. Harry füllte die Gläser und beide leerten dieselben auf glückliche Reise.

„Ihre Papiere sind in Ordnung", sagte der Offizier dann, indem er dieselben zusammenlegte.

„So werde ich Ihnen nun die leeren Räume in meinem Schiffe zeigen", nahm Harry das Wort und rief zur Kajüte hinaus, daß man die Luken öffnen solle. Dann ließ er den Lieutenant wieder vor sich her auf das Verdeck hinaustreten, führte ihn an die Oeffnung, die in das untere Schiff zeigte, und sagte:

„Ist's gefällig hinabzusteigen?"

„Nein, nein, Kapitän Jones, es ist Alles in Ordnung, nur mußte ich die Form wahren. Ich bitte den kleinen Zeitverlust zu entschuldigen, den ich Ihnen verursacht habe. Nochmals glückliche Reise!" antwortete der Offizier und reichte Harry die Hand zum Abschied, dieser aber zog schnell eine Cigarrentasche aus dem

Rocke hervor, hielt sie dem ungebetenen Gaste hin und sagte:

„Eine Cigarre auf den Weg, Herr Lieutenant."

Derselbe bediente sich dankend, empfing von Harry Feuer und stieg dann mit den Worten in sein Boot hinab:

„Ich lebe der Hoffnung, Kapitän Jones, Ihnen auf Ihrer Rückreise wieder zu begegnen, was mir eine große Freude sein würde."

„Mir gleichfalls, Herr Lieutenant. Auf Wiedersehen!" rief ihm Harry, sich über die Brüstung neigend, zu und winkte ihm noch wiederholt seine Grüße nach.

Während der Engländer nach seinem Kutter zurückfuhr, waren die Segel des Sklavenschiffs wieder gefüllt, dasselbe in seinen Curs zurückgebracht, und mit aller Eile glitt es Woge auf Woge nieder von seinem Feinde hinweg.

„Bravo, Kapitän Jones!" rief Holcroft seinem fliegenden Kapitän lachend zu. „Sie haben Ihre Probe vortrefflich bestanden, ich lade mich aber nun bei Ihnen zu Gaste zu dem Weine, den Sie noch übrig gelassen haben. Wenn Seine Majestät nur immer so artige Leute zum Kreuzen aussenden wollte!"

Hiermit nahm er Harry beim Arm, schaute noch einmal in die Segel hinauf, rief dem Manne am

Steuer zu, dieselben steif gefüllt zu halten, und begab sich dann mit seinem jungen Freunde in die Kajüte, wo sie auf die Gesundheit und Leichtgläubigkeit des Engländers die angebrochene Flasche leerten.

Noch während mehrerer Tage schaukelte sich die Brigg der Küste immer näher und lief dann an einem frühen Morgen in eine zu beiden Seiten dicht bewaldete Bucht ein, an deren Ufern der Hauptsammelplatz für den Sklavenhandel war.

Kaum zeigte sich das Fahrzeug in der Bucht, als dessen Kapitän von beiden Ufern her durch viele schwarze Agenten der Sklavenbesitzer angerufen wurde, von denen ein jeder die besten und billigsten Neger zu verkaufen haben wollte. Bald darauf kamen sie in Booten herangefahren, um das Schiff zu besteigen. Holcroft aber wies sie zurück und versprach am folgenden Tage an das Land zu kommen, um ihre Waare in Augenschein zu nehmen.

Die geheimen, künstlich verborgenen Räume unter der Kajüte wurden jetzt geöffnet, acht Kanonen und eine große Zahl von Gewehren, Säbeln, Pistolen und Handäxten daraus hervorgenommen und Schiff und Mannschaft damit bewaffnet. Zugleich zog man die unter dem Ballast versteckten Faßstäbe heraus, um für die Ladung Menschen die nöthigen Wasserfässer daraus zusammen-

zustellen, und endlich holte man die Ketten und Handschellen aus den Verstecken hervor, um die Sklaven daran zu befestigen. Während des ganzen Abends umschwärmten die Agenten in ihren Booten das Schiff, um dem Kapitän Früchte, frisches Fleisch und andere Lebensmittel zu bringen und sich in dessen Gunst einander den Rang abzujagen.

Am folgenden Morgen begab sich Holcroft, von Harry und einigen bis an die Zähne bewaffneten Männern begleitet, an das Land, um die angepriesene Waare in Augenschein zu nehmen. In allen Richtungen lagen in dem Schatten der Bäume mehr oder weniger zahlreiche Gruppen von gefangenen Schwarzen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters hingestreckt wie Schlachtvieh, welches von seinen Eigenthümern zum Verkauf ausgeboten wird. Sie waren vermittelst Baststricken in größerer oder geringerer Zahl an einander gebunden und schienen unter ihren Fesseln heftige Schmerzen zu leiden, denn sie zuckten oft mit den Gliedern und suchten die Knoten der Stricke zu lockern. Weh und Leid lag auf ihren schwarzen Gesichtern und ihre finstern, starren Blicke verriethen den Grad von Unglück, wo es kein tieferes gibt, wo jede Hoffnung aufgehört hat. Die größere Zahl von ihnen schien in ihr gräßliches Schicksal ergeben zu sein und nur hier und dort flammte noch

ein Auge in unterdrückter Wuth, in wilder Verzweiflung auf.

Die Agenten, denen die Gefangenen zum Verkauf übergeben waren, drängten sich zu Holcroft heran und jeder derselben wollte seine Waare zuerst verkaufen. Sie ließen die Sklaven aufstehen oder peitschten sie auf, wenn sie nicht gleich ihrem Befehle folgten, und priesen dann bei den Männern deren kräftige Muskeln und starke Knochen, bei den Weibern deren volle üppige Formen und schlanke, geschmeidige Gestalten.

Holcroft ging, ohne zu kaufen, von einem Lager zum andern, um die Forderungen der Agenten noch mehr herunter zu drücken, bis sie auf den Durchschnittspreis von zwanzig Dollars für das Stück herabgekommen waren. Dann begann er auszuwählen, ließ den gekauften Sklaven die Stricke abnehmen und dagegen die weniger schmerzhaften Handschellen anlegen und ließ sie in Zügen von zehn Stück an einander gekettet nach der Brigg treiben. In deren untern Räumen wurden sie nun neben einander an die Wände oder an den Fußboden festgeschlossen, sodaß jeder Platz benutzt wurde. Sechs Tage lang dauerte der Handel, denn täglich kamen neue Züge von Gefangenen zum Verkauf an, am siebenten Tage aber war die Brigg mit zweihundert und achtzig Sklaven beladen, der höchsten Zahl, die das Schiff zu

fassen vermochte. Während dieser Zeit war für die Reise hinreichend Wasser eingenommen worden, Früchte waren in Massen auf dem Verdeck untergebracht und Alles stand zur Abreise in Bereitschaft. Die Sonnenhitze war trotz des über dem Verdeck aufgespannten Segeltuchs fast unerträglich, entsetzlich aber die Glut in den untern Räumen des Schiffes, wo die vielen Menschen zusammengedrängt saßen und wohin keine Bewegung der Luft gelangen konnte. Das Stöhnen und Wehklagen der Gefangenen war herzzerreißend, dennoch blieb Holcroft noch während des ganzen Tages in der Bucht liegen, und erst als die Abenddämmerung einbrach, lichtete er die Anker und trieb in die See hinaus. Alle Luken und Luftlöcher wurden geöffnet, sodaß der Seewind in das Schiff eindringen konnte, dessenungeachtet fand man am folgenden Morgen drei Negerinnen infolge der großen Hitze entseelt an ihren Ketten liegen.

Alle Segel, welche die Brigg tragen konnte, waren jetzt aufgezogen, die Kanonen geladen und die Mannschaft zu einem Kampfe auf Tod und Leben vorbereitet.

„Der fliegende Kapitän hat jetzt ausregiert“, sagte Holcroft zu seinem Zögling. „Und wenn Ihr Freund, der Engländer, uns wieder begegnet, so wird ihm Kapitän Holcroft statt der amerikanischen Flagge die blutrothe Fahne der Sklavenhändler und Piraten zeigen.

Mit dem Durchlügen ist es vorbei, jetzt heißt es durchgefochten. Dies ist die Seite des Sklavenhandels, die mich reizt und mich immer wieder in denselben hineingezogen hat; mit voller Ladung den Ocean zu durchziehen und jeder Gewalt offen die Stirn zu bieten, darin liegt für mich Begeisterung und Poesie."

„Offen gestanden, Holcroft, ist mir die andere Seite bei weitem interessanter, und ich hoffe, daß mein Freund und seine Kameraden uns mit ihrem angenehmen Besuch verschonen werden. Es wäre doch kein Spaß, wenn sie uns in den Grund bohrten", entgegnete Harry und ließ seinen Blick um den Horizont wandern.

Die Hoffnung Harry's sollte in Erfüllung gehen, denn Woche auf Woche verstrich, ohne daß sich ein Segel zeigte, und kaum war ein Monat verflossen, als die Brigg sich nur noch wenige Tagereisen von der Küste Brasiliens befand.

Die Sklaven hatten sich nach und nach in ihre Lage gefunden und wurden des Morgens und des Abends in Abtheilungen auf das Verdeck gelassen, damit sie die erfrischende Seeluft genießen sollten. Nur einzelnen von ihnen, die immer noch bösen Willen gezeigt hatten, war diese Gunst vorenthalten worden. Unter ihnen befand sich ein ungewöhnlich schöner junger Mann von athletischem Körperbau und stolzer Haltung, der nie-

mals ein Zeichen von Freundlichkeit und Fügsamkeit gegeben hatte. Er war ein mächtiger Häuptling in seinem Vaterlande gewesen, weshalb man ihm auf dem Schiffe den Namen Fürst gegeben hatte.

Es war an dem Abend, als die Ufer Brasiliens zuerst aus dem Meere auftauchten und die Sonne in ihrem Purpur hinter ihnen versinken wollte, da sagte Holcroft zu dem ersten Steuermann:

„Laßt den Fürst doch einmal heraufkommen, damit er seine neue Heimat sieht; ihr Anblick stimmt ihn vielleicht freundlicher.“

Wenige Minuten später trat der schöne Mann aus der Luke hervor auf das Verdeck. Er stand hoch aufgerichtet und ließ seinen Blick über das Meer schweifen, als Holcroft ihm zurief und nach dem Lande hinzeigte. Der Schwarze folgte mit seinen großen schwarzen Augen der Richtung, schlug stolz die Arme unter, daß die Ketten rasselten, trat festen Schritts an die Brüstung und sprang in hohem Bogen über dieselbe hinaus. Gerade und aufrecht mit untergeschlagenen Armen, wie er gestanden hatte, schoß er hinab in das Meer, um nie wieder aufzutauchen.

Die Männer, die zugesprungen waren, um ihn zurückzuhalten, standen sprachlos da und schauten auf die See hinab, und einige Minuten verstrichen, ohne daß

ein Wort, ein Laut auf dem Verdeck hörbar wurde, dann sagte Holcroft:

„Ein stolzer Bursche, wahrhaftig! Ich würde dasselbe gethan haben!“

„Schade um ihn“, bemerkte Harry, „er war ein bildschöner Mann!“

Am folgenden Morgen waren die Berge bei Rio Janeiro deutlich zu erkennen, und Holcroft gab nun dem Schiffe eine mehr südliche Richtung, in welcher er mit vollen Segeln dem Lande zusteuerte. Gegen Mittag schon lief die Brigg südlich von der Kaiserstadt in eine Bucht ein, welche sich eine Meile weit in das Land erstreckte und in deren Mitte sie vor Anker gelegt wurde. Holcroft spähte während einiger Stunden vergebens nach dem Ufer hin, um Salerio dort erscheinen zu sehen, bis derselbe sich endlich mit seinen Leuten zeigte, und nun wurden sofort Anstalten gemacht, die Ladung an das Land zu bringen. Die Boote wurden ausgesetzt, die Sklaven in Abtheilungen an einander gekettet in die Kähne geführt und mit aller Eile an das Ufer gerudert, wo Salerio sie in Empfang nahm.

Schon versank die Sonne hinter den Bergen, als sämmtliche Sklaven, welche die Fahrt überlebt hatten, zweihundertundsechzig an der Zahl, gelandet waren und durch Salerio weiter in das Innere getrieben wur-

den. Holcroft mit Harry und sämmtlicher Mannschaft hatte gleichfalls das Ufer erreicht, er sandte aber einige von seinen Leuten nach der Brigg zurück, um mit ihr jeden Nachweis von dem gelungenen Geschäfte zu vernichten. Nach Verlauf von einer Viertelstunde schlugen die Flammen aus dem Schiffe hervor, und bald stand auf der glatten dunkeln Flut eine hohe Feuersäule, die prasselnd zum Himmel aufwirbelte und sich tief in dem Wasser spiegelte. Auch das Boot, in welchem die Matrosen an das Land zurückkehrten, wurde versenkt, und dann trat die ganze Mannschaft ihre Wanderung nach der Hauptstadt an, während Holcroft und Harry ihr auf den Pferden voraneilten, die Salerio für sie zurückgelassen hatte.

Die beiden Glücksritter bezogen ein Hotel, in welchem sie nicht gekannt waren, und empfingen am folgenden Tage die volle bedungene Zahlung dafür, daß sie zweihundertsechzig Menschen der Heimat gewaltsam entführt und sie auf fremder Erde ewiger Knechtschaft und großem Elend überliefert hatten.

Sie vermieden es, sich öffentlich zu zeigen, um nicht als Offiziere der Brigg Teresa erkannt zu werden, welche noch nicht von ihrer Reise zurückgekehrt war, weshalb sie auch die erste sich darbietende Gelegenheit, Brasilien zu verlassen, benutzten und sich nach Mexico einschifften.

Es war gegen das Ende des Monats October im Jahre 1832, als Holcroft und Harry Williams zwischen der von Meereswogen umspülten Felsenfeste San-Juan de Ulloa und der alten Stadt Veracruz vor Anker gingen und sich nach der breiten Hafentreppe hinüberrudern ließen. Es mußte etwas für das mexicanische Volk Wichtiges und Erfreuliches geschehen sein, denn von den hohen Zinnen der Feste, von den Thürmen und Kuppeln der Stadt und von den Balkonen und Dächern der Häuser wehten die mexicanischen Farben in tausend Flaggen in der frischen Abendluft, welche von dem Meere her über die Küste zog. Kaum hatten die beiden Reisenden die Treppe erstiegen und schritten dem Zollgebäude zu über den mit Menschen gefüllten Platz, als sie nach allen Seiten hin jubelnde Vivas für den Helden Santa-Anna ertönen hörten.

General Antonio Lopez de Santa-Anna, der schon im Jahre 1821 in den Freiheitskämpfen Mexicos gegen die spanische Herrschaft als General focht, der 1823 den Kaiser Iturbide stürzte und 1829 unter Guerrero zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber des Heeres ernannt wurde, hatte sich gegen den Präsidenten General Bustamente empört, dessen Truppen vor wenigen Tagen aufs Haupt geschlagen und nach seinem Triumphzug in die Stadt Mexico Don Manuel Gomez

Pedrazza auf den Präsidentenstuhl gesetzt. Er hatte schon lange Zeit mit dieser höchsten Stelle geliebäugelt und alle dahin führenden Wege eingeschlagen, doch war er ihr immer noch nicht näher gekommen, obgleich ihn das Volk als einen Gott der Schlachten feierte. Bustamente und dessen Anhänger waren seine gefährlichsten Widersacher auf seinem Wege zum Präsidentenstuhle, darum mußte derselbe fallen und der unbedeutende Pedrazza für die nur noch kurze Regierungsperiode dessen Stelle einnehmen. Die neue Präsidentenwahl stand in wenigen Monaten bevor, und Santa-Anna's Partei in dem Volke hatte sich durch diese seine neuen Siege bedeutend vergrößert, weil Bustamente sich durch Strenge, Ungerechtigkeiten und Soldatenherrschaft sehr viele Feinde gemacht hatte.

Die Nachricht von den gewonnenen Schlachten und dem Umsturz der Regierung ging wie ein Lauffeuer durch das ganze Land und wurde allenthalben mit Jubel und mit Vivas für den Sieger Santa-Anna begrüßt.

Die sämmtliche Bevölkerung von Veracruz schien in Bewegung zu sein, und alle Straßen und alle Plätze wogten von freudig aufgeregten Menschenmassen.

Veracruz, die vergnügungslose Geschäftsstadt in der ungesunden, baumlosen Sandebene, war aber nicht der Ort

für Holcroft noch für Harry; die alte Kaiserstadt Mexico zu sehen, waren sie gekommen. Sie deponirten darum am folgenden Morgen ihr Geld bei einem angesehenen amerikanischen Hause, ließen sich Creditbriefe nach der Hauptstadt geben und verließen mit der Post noch am selbigen Tage die Stadt.

Mit schwellender Erwartung der hohen Genüsse, die ihnen zu Theil werden würden, warfen sie am Abend des folgenden Tags von den Bergen, die das Thal von Tenochtitlan umschließen, den ersten Blick auf die schöne alte Stadt Mexico und versetzten sich in Gedanken schon in die tausend Lustbarkeiten, die ihrer dort harrten.

Die Postkutsche lieferte sie im Vorüberfahren vor einem der ersten Hotels der Stadt ab und der Wirth desselben, dem sie mittheilten, daß sie nur zu ihrem Vergnügen die Reise hierher gemacht hätten und längere Zeit hier zu verweilen gedächten, empfing sie mit großer Aufmerksamkeit.

Sie hatten sich in ihrer Rechnung in Bezug auf Belustigungen nicht geirrt, denn die ganze Stadt schien augenblicklich ein großer Vergnügungsort zu sein; die Häuser waren mit Fahnen und Teppichen geschmückt, abends wurden sie mit Lampen und Transparents erleuchtet, Fest- und Tanzmusik verhallten weder Tag

noch Nacht und deren lustige Weisen mischten sich mit dem Geprassel von Feuerwerken und dem Donner von Geschützen. Santa-Anna, der siegreiche Held war es, dem zu Ehren die Stadt ihr Festkleid angelegt hatte, den zu feiern die Bevölkerung sich dem Taumel von Lustbarkeiten hingab.

Santa-Anna war ein kluger, berechnender Mann. Wo er auch erschien, es geschah immer im höchsten Glanze, umgeben von seinem mit Gold überladenen Stabe, damit seine Vertraulichkeit, seine Freundlichkeit, womit er sich auch dem geringsten Bürger nahte und sich mit ihm unterhielt, so viel höhern Werth erhielten und einen um so dauerndern und begeisterndern Eindruck hinterließen. Wenn abends in dem Theater die seidenen Vorhänge seiner Loge aufflogen und er von seinen Adjutanten begleitet unter dem stürmischen Jubelgruß der versammelten Menge eintrat, schritt er sogleich an die Brüstung vor, verneigte sich nach dem Parterre hinab und dann erst erwiderte er mit vornehmer Höflichkeit den Gruß der Nobleza im ersten Range. Abends bei den Promenaden in der Alameda, wo er von den Großen des Reichs umringt erschien, rief er oftmals einen vorübergehenden Bürger an, reichte ihm die Hand, blieb in traulicher Unterhaltung bei ihm stehen und ließ seine stolzen Begleiter auf sich warten. Nur in den Dom

zur Frühmesse ging er allein und zwar im einfachen, ungeschmückten Waffenrocke und zeigte dort die tiefste Demuth und Unterwürfigkeit. Aber auch nur in der Kirche konnte er erscheinen, ohne von dem Volke umringt und mit den lautesten, begeistertsten Vivas begrüßt zu werden.

Fünftes Kapitel.

Der Tag neigte sich, als Holcroft und Harry Williams Toilette gemacht hatten, ihr Hotel verließen und sich nach der Alameda begaben, um dort die vornehme und schöne Welt der Hauptstadt Mexicos in vollem Glanze zu sehen.

Sie erreichten das eiserne Gitterthor dieser öffentlichen, mit Parkanlagen und Springbrunnen gezierten Promenade und mäßigten gleich beim Eintreten in dieselbe ihre Schritte, überrascht von dem prächtigen Schauspiel, welches sich ihren Blicken darbot. Die Vornehmen und Reichen Mexicos durchzogen lustwandelnd die saubern Wege der Alameda, und die reiche strahlende Toilette der Damen zeigte, daß eine festliche Veranlassung sie hierher geführt hatte. Man erwartete Santa-Anna. In Seide rauschend, von luftigen Spitzengewändern umwogt, mit der reizenden, malerischen Basquina angethan und mit Diamanten und Perlen geschmückt, zogen sie dahin, die schönen Frauen und Mädchen, heute mit offe-

nem Visir; denn zurückgeworfen waren ihre Mantillen und enthüllten den Zauber ihres reichsten Schmucks, ihrer schwarzen Augen. Leicht und elastisch wiegten sie sich auf ihren wunderbar zierlichen Füßen, geschmeidig war jede Bewegung ihres üppig schönen Körpers, und das Fächerspiel in ihren kleinen Händen entfaltete seine höchste Beredtsamkeit. Wie ein Gewinde von Blumen des sonnedurchglühten Tropenlandes schwebte der Strom dieser reizenden Nachkommen der Altspanier durch den Park, und zwischen ihnen hervor prunkten die glänzenden Uniformen vieler der Helden, die unter Santa-Anna gefochten hatten. Doch waren unter den anwesenden Männern auch alle andern Stände und namentlich die Geistlichkeit zahlreich vertreten. Je mehr die Sonne sich zu den westlichen Gebirgen hinabsenkte, je feuriger die eisigen Spitzen der beiden Vulkane im Süden erglühten, um so zahlreicher wurde die Menge, die hier sich spazierend bewegte oder auf den Ruheplätzen sich niedergelassen hatte.

„Das ist ein anderes Bild, Holcroft, als das in der Bucht an der afrikanischen Küste; es erinnert an Neuorleans, und ich weiß wahrlich nicht, ob diese Mexicanerinnen unsern Creolinnen von Louisiana nicht den Rang streitig machen“, sagte Harry lebhaft erregt, als er mit seinem Gefährten zwischen dem bunten Gewoge hinschritt.

„Sie sind schön und reizend, wie ich es Ihnen ja oft sagte; wild und unbändig in ihrer Leidenschaft, sei es Liebe, sei es Haß; unsere Creolinnen aber sind edler und schöner, und die stillere Glut ihrer Gefühle ist tiefer und dauernder", entgegnete Holcroft.

„Sehen Sie nur, wie sie gehen, wie ihre Augen umherblitzen, wie ihre Fächer schwirren und wie sie sich schmiegen und biegen! Beim Himmel, sie sind reizend", fuhr Harry in wachsender Begeisterung fort und sah bald hier, bald dorthin nach den vorüberwandelnden Damen, deren Aufmerksamkeit die beiden fremden Gestalten nicht entgingen.

Namentlich war es die unleugbar elegante Erscheinung des schönen Harry, welche die Blicke der Mexicanerinnen auf sich zog und diese häufig ihr Fächerspiel nach ihm hin richten ließ.

Plötzlich erschallten an dem andern Ende des Parks laute Vivas, der Name Santa-Anna ging von Mund zu Mund und der Menschenstrom richtete sich ihm entgegen.

Ein großer, schöner Mann mit rabenschwarzem Haar und dunklen, mit durchdringendem Blick um sich schauenden Augen kam in prächtiger Uniform, die Brust mit Orden bedeckt und von vielen hohen Offizieren begleitet, durch die Anlagen herangeschritten, und Alles trat zur

Seite und verneigte sich tief vor ihm. Seine Haltung war stolz und gebietend und doch freundlich und höflich, und wie er vorwärts schritt, erwiderte er links und rechts die Artigkeiten, die man ihm entgegenbrachte. Dieser Mann war Santa-Anna, der Held so vieler Schlachten, der Liebling des mexicanischen Volks und, wie er sich selbst nannte, der Napoleon Amerikas.

Harry und Holcroft waren ihm gleichfalls entgegengegangen und kamen in seine Nähe in dem Augenblick, als er auf eine reich gekleidete hohe Frauengestalt zutrat, sich mit großer Höflichkeit vor ihr verneigte und ihr augenscheinlich einige Schmeichelworte sagte, denn die Dame erhob drohend ihren Fächer und schien ihm scherzend Vorwürfe darüber zu machen, indem sie zugleich auf einen ältlichen kleinen Herrn deutete, der mit entblößtem Haupte neben ihr stand und gleichfalls so eben dem Kriegsgott seine Huldigung in tiefster Ehrerbietung dargebracht hatte.

Noch ein zweiter Begleiter befand sich an der andern Seite der Dame, welcher sich auch höflich vor Santa-Anna verneigt hatte, wenn auch weniger unterwürfig in seiner Haltung als der ältliche Herr. Er war im schwarzen Frack und trug den runden Hut und sehr weiße Wäsche, drei Hauptbedingungen in der Toilette des amerikanischen Gentleman.

„Wer sind die beiden Herren, die mit dem General sprachen?“ fragte Harry einen jungen Mann, der neben ihm stand und gleichfalls die Gruppe betrachtete.

„Der Alte ist der Graf Don Ventura Romero, ein Mitglied des Staatsraths, und die Dame ist seine Frau. Der andere Herr aber ist der amerikanische Consul hier, Herr Murphy“, antwortete der junge Mann, und Harry dankte ihm für die Auskunft.

Jetzt verabschiedete Santa-Anna sich bei der Gräfin, grüßte ihre Begleiter und setzte seinen Spaziergang fort, da wandte sich jene nochmals nach ihm um, und im Vorübergleiten blieb ihr Blick auf Harry haften. Mit sichtbarer Ueberraschung schaute sie ihn an, ihre großen schwarzen Augen blitzten für einen Moment ihm entgegen, dann entfaltete sie den Fächer und entzog ihr schönes Antlitz dem aufflammenden Blick Harry's.

„Haben Sie es bemerkt, Holcroft, wie sie hierher sah?“ sagte er mit halblauter Stimme und erfaßte seines Gefährten Arm.

„Langsam, langsam, junger Mann! Wenn Sie bei jedem solchen Blick so auflodern wollen, so verbrennen Sie, ehe die Nacht einbricht“, entgegnete Holcroft mit seiner gewohnten Ruhe. „Das ist hier Weibersitte, aber durchaus noch keine Auszeichnung. Uebrigens, schön war

die Frau, das ist wahr. Sehen Sie nur, welche vornehme, prächtige Gestalt sie ist!"

„Ich muß sie kennen lernen. Morgen mache ich Murphy meinen Besuch, er soll mich ihr vorstellen, denn sie ist das schönste Weib, welches meine Augen je gesehen", sagte Harry in stürmischer Bewegung und zog Holcroft am Arme mit sich fort der Gräfin nach.

„Lassen Sie uns langsam gehen, am Ende des Wegs wird sie umkehren und uns dann begegnen", versetzte Holcroft und mäßigte seine Schritte.

Wie er es vorausgesagt, so geschah es. Als die Frau das Ausgangsthor der Alameda erreichte, blieb sie stehen und überredete ihre Begleiter, noch einen Gang mit ihr durch den Park zu machen, worauf sie sich umwandten und auf demselben Wege zurückkehrten.

Ihre Unterhaltung mit dem Consul an ihrer rechten Seite war jetzt außerordentlich lebhaft, ihr ganzer biegsamer Körper schien durch graziöse Bewegungen Theil daran zu nehmen, der Fächer flog bald auf, bald zu und die Blitze ihrer Augen trafen Harry häufiger, je näher sie ihm kam.

„Sie sind ein eisiger Nordländer, an dem unsere Tropensonne umsonst ihre Glut verschwendet", sagte sie zu dem Consul im Vorüberschreiten an Harry und ließ ihren Feuerblick, auf diesen gerichtet, in wollüstiger

Ermattung unter den sinkenden langen schwarzen Wimpern ersterben.

„Das Weib könnte mich wahnsinnig machen", stieß Harry mit flüsternder Stimme heraus, indem er den Arm seines Begleiters krampfhaft an sich drückte und über die Schulter nach ihr zurückschaute. Sie hatte den Griff ihres Fächers dicht an ihr Antlitz gehoben und Harry begegnete in dem kleinen Spiegel an demselben abermals ihrem großen schwarzen Auge.

„Die Frau ist wunderbar schön", sagte Holcroft, „und sie scheint sich wirklich für meinen hübschen jungen Freund zu interessiren. Glück auf! Nur vergessen Sie nicht, daß man in diesem Lande den Dolch vortrefflich zu führen weiß."

„Lassen Sie uns umkehren und ihr folgen!" bat Harry und blieb stehen.

„Wenn Sie Ihnen wirklich eine Auszeichnung zugedacht hat, so würde Ihr Nachfolgen ihr nicht angenehm sein. Sie müssen den Weibern immer zeigen, daß Sie den Schein meiden und daß ihre Geheimnisse sicher bei Ihnen bewahrt sind", entgegnete Holcroft belehrend.

„Sie kommt uns aber aus den Augen, wenn wir nicht schneller gehen."

„Thut nichts. Sie weiß recht gut, daß ihr Blick gezündet hat, und will sie Ihnen noch einmal begegnen,

so wird sie schon umkehren. Ich glaube es aber nicht", versetzte Holcroft, und er hatte Recht gehabt, denn vergebens suchte Harry nach ihr unter der wandelnden Menge; sie war verschwunden.

Am folgenden Tage fuhr Harry in einer Staatscarrosse bei dem amerikanischen Consul, Herrn Murphy vor und wurde mit Artigkeit von demselben empfangen. Er theilte ihm mit, daß der Stammsitz seiner Vorfahren in Tennessee gelegen wäre, daß er aber, von den großen Vorzügen des schönen Texas angelockt, sich dort angesiedelt habe und daß er der Hoffnung lebe, bald den amerikanischen Adler seine Flügel über dies gesegnete Land ausbreiten zu sehen.

„Das ist ein Wunsch, der jeden guten Amerikaner beseelen muß, Herr Williams, den man hier im Lande jedoch nicht laut werden lassen darf; seien Sie ja vorsichtig in Ihren Aeußerungen. Santa-Anna hält eine strenge Polizei."

„Ich sah Sie gestern Abend in der Alameda im Gespräch mit ihm und bedauerte, daß ich Ihnen noch keinen Besuch gemacht hatte, sonst würde ich Sie gebeten haben, mich dem General vorzustellen", bemerkte Harry.

„Das kann dieser Tage geschehen, denn er besucht regelmäßig die Alameda, und ich mache dort an jedem Abend meine Promenade."

„Da ich den Winter hier zuzubringen gedenke, so würde ich Ihnen auch sehr dankbar sein, wenn Sie mich gelegentlich mit einer und der andern angesehenen Persönlichkeit bekannt machen wollten. Ich mache eine Ausnahme von unsern Landsleuten im Allgemeinen und liebe es, mich in Formen zu bewegen.“

„Sie haben ganz Recht, Herr Williams“, entgegnete der Consul; „der Amerikaner liebt zu sehr das „I don’t care“, und dies hat mich in meiner Stellung schon oft in recht große Verlegenheit gebracht. Um so angenehmer ist es mir, meinen Freunden hier einen meiner Landsleute vorstellen zu können, der diesem allgemein bekannten Fehler der Amerikaner widerspricht. Gestern Abend schon fragte mich nach Ihnen eine sehr interessante geistreiche Dame, die Gräfin Romero. Wir gingen einige Male an Ihnen vorüber. Wer war der Herr, der Sie begleitete?“

„Gleichfalls ein Landsmann, mit dem ich im Postwagen von Veracruz hierher bekannt wurde; einer von jenen, die sich nicht geniren können. Er heißt, glaube ich, Holcroft.“

„Holcroft? Holcroft? Wenn ich mich recht besinne, stand einmal ein Holcroft als Pirat vor dem Gerichte in Neuyork, er log sich aber durch. Kommen Sie jedenfalls diesen Abend wieder nach der Alameda, da

werde ich die Gelegenheit wahrnehmen, Sie einem oder dem Andern vorzustellen.“

Harry erwähnte der Gräfin Romero nicht, sondern wollte es in der Hoffnung, daß sie an diesem Abend wieder auf der Promenade erscheinen würde, einer passenden Gelegenheit überlassen, mit ihr bekannt zu werden, und mit glühender Erwartung dieses Augenblicks kehrte er in das Hotel zurück und eilte zu Holcroft in dessen Zimmer.

„Mein Glücksstern ist im Aufgehen“, sagte er zu ihm, indem er vor den Spiegel trat und mit der Hand durch sein Lockenhaar fuhr. „Meine Schöne hat sich gestern bei Murphy erkundigt, wer ich sei, und heute Abend werde ich mit ihm die Alameda besuchen; hoffentlich erscheint auch die Gräfin wieder auf der Promerade.“

„Nochmals Glück auf, nur nehmen Sie sich in Acht, diese Mexicaner sind etwas eifersüchtig“, entgegnete der Sklavenhändler warnend.

„Sie haben es mich ja gelehrt, zu wagen“, entgegnete Harry lachend und fuhr dann, seinen Castorhut mit dem Aermel seines Rockes glättend, fort:

„Ich fürchte, Holcroft, unsere Neigungen werden uns jetzt wieder wie früher in Neuorleans nach verschiedenen Richtungen ziehen, denn ich beabsichtige die Kreise der höhern Gesellschaft hier zu besuchen, die für Sie keinen

Reiz haben. Wir wollen unsern Liebhabereien keine Gewalt anthun, da aber zusammen genießen, wo dieselben uns zusammenführen."

„Das versteht sich von selbst, Williams", entgegnete Holcroft. „Ich glaube aber, daß Sie eher meinen Wegen folgen werden, als ich den ihrigen. Ich will heute Abend einmal mein Glück im Spiel gegen das dieser Mexicaner messen; sie sollen nicht ungeschickt darin sein, doch glaube ich, sie noch etwas lehren zu können. Sie spielen leidenschaftlich und übersehen dabei leicht die Gewandtheit eines ruhigen Gegners."

Mit großer Ungeduld erwartete Harry diesen Abend. Er hatte schon lange, ehe die Sonne sich neigte, aufs sorgfältigste seine Toilette beendet und dabei namentlich auf sein Haar und seinen Bart alle Aufmerksamkeit verwandt. Wiederholt trat er vor den bis auf den Fußboden reichenden Wandspiegel, betrachtete sich darin von allen Seiten, zog seinen Frack glatt um seine schlanke Taille und ordnete die Schleife des leicht um seinen Nacken geschlungenen seidenen Tuchs.

Endlich sank die Sonne zu den Gebirgen hinab. Harry setzte seinen Biber mit einer leichten Seitenneigung auf seine glänzenden Locken, nahm die weißseidenen Handschuhe von dem Tische und eilte nun mit Flügelschritten nach der Alameda hin. Es war noch zu

früh, die Wege waren noch leer, nur hier und dort im Schatten der Bäume hatten sich einzelne Besucher auf den Ruhesitzen niedergelassen und die Blumenverkäuferinnen wählten eben an den Wegen ihre Plätze und ordneten in den großen, aus Palmblättern geflochtenen Wannen die prächtigen Sträuße, die sie zum Verkauf bieten wollten. Harry wandelte mit seinen Hoffnungsgedanken langsam durch den Park hin und her und ließ sich zuletzt unweit des großen Springbrunnens auf einer Steinbank nieder, von welchem Platze aus er einen großen Theil der Promenade übersehen konnte. Kurz vor dem Versinken der Sonne begannen von allen Seiten Spazierende in die Alameda einzutreten, und deren Wege füllten sich rasch. Harry verweilte allein auf der Bank und wurde der Gegenstand der Betrachtung manches schönen Augenpaars, und mancher feurige Blick, mancher Fächergruß fand verstohlen seinen Weg zu ihm. So viel Schönheit und Grazie aber auch an ihm vorüberzog, so hatte er doch augenblicklich kein Gefühl dafür, die hohe reizende Gestalt der Gräfin und ihre Zauberaugen standen zu lebendig vor seiner Erinnerung. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter und der Consul Murphy, der sich ihm von hinten genaht hatte, wünschte ihm guten Abend.

„Ich hatte mich an jener Seite nach Ihnen umge-

schaut, da sah ich Sie hier sitzen und freue mich, Sie gefunden zu haben, Herr Williams", sagte er, indem er Harry die Hand reichte. „Nun lassen Sie uns ein wenig gehen und zwar diesen Weg gegen den Hauptstrom, dann sehen wir am schnellsten, wer von Bekannten hier ist."

„Ich schätze es als ein großes Glück für mich, in Ihnen, Herr Consul, einen so liebenswürdigen Landsmann gefunden zu haben, da ich außer meinen Creditbriefen keine Empfehlung mit hierher brachte. Apropos, ehe mir ein Anderer zuvorkommt, machen Sie mir das Vergnügen, morgen bei mir zu Mittag zu speisen. Leider kann ich Ihnen noch keine weitere Gesellschaft bieten als die meinige, mit der Zeit aber hoffe ich einen ausgewählten Bekanntenkreis um mich zu sammeln."

Diese Worte richtete Harry mit der ihm eigenen vornehmen Höflichkeit an seinen neuen Bekannten, worauf dieser ihm mit einer Verbeugung erwiderte:

„Sehr gern, Herr Williams, Sie sind mir aber mit der Einladung auf morgen zuvorgekommen; ich selbst wollte mir die Ehre von Ihnen erbitten. So müssen Sie mir denn die Freude machen, diesen Abend bei mir zuzubringen."

Harry nahm gleichfalls die Einladung an, gab Murphy dann seinen Arm und nun schritten sie zusammen

dem Wandelzuge entgegen. Während des Gehens nannte der Consul die Namen der hervorragenden Persönlichkeiten, welchen sie begegneten, und fügte kurze Umrisse ihrer Verhältnisse und Stellungen bei. Man grüßte ihn häufig sehr freundlich, er redete aber Niemand an, sondern ging nur grüßend vorüber.

„Wenn ich nicht irre, kommt dort die Gräfin Romero, die Dame, welche sich gestern nach Ihnen erkundigte“, sagte Murphy plötzlich, in die Ferne spähend. „Ich werde Sie ihr vorstellen, und wie ich hoffe, zu Ihrer beiderseitigen Zufriedenheit; sie kann äußerst liebenswürdig sein.“

Harry murmelte etwas wie: „Sehr dankbar, sehr angenehm“ und folgte dabei dem Blick seines Begleiters, bis er selbst unter den vielen sich nahenden Damen die schlanke Gestalt der Gräfin erkannte. Schon von weitem bemerkte er, daß ihr Blick ihn entdeckt hatte, und sichtbar bewegt schritt sie nach wenigen Augenblicken an der Seite ihres Gatten auf den Consul zu.

„So ist mein Hoffen erfüllt“, sagte die Condesa mit klangvoller, lieblich tönender Stimme zu Murphy, indem sie sich mit aller Grazie verneigte und ihn durch das Senken ihres Fächers begrüßte, zugleich aber sich mit Blick und Bewegung etwas seitwärts zu Harry hinwandte. „Ich habe wirklich darauf gehofft, Sie wieder

hier zu treffen, weil es mir gestern nicht gelang, Sie Ihrer ernsten Stimmung zu entreißen, und weil ich so sehr gern noch einen zweiten Versuch dazu machen wollte."

„Sie sollen heute mit mir zufrieden sein, Condesa; mein junger Begleiter hier wird mir dabei behülflich sein", entgegnete der Consul, sich lächelnd verbeugend, zeigte auf Harry und fuhr fort: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Herrn Williams, einen Plantagenbesitzer aus Texas, vorstelle. Condesa Donna Laodice Romero", sagte er dann zu Harry.

Dieser sowie die Gräfin verneigten sich gegenseitig, ihre Blicke hielten einander gefesselt und beiden schoß das Blut in die Wangen; doch Murphy entzog Harry dem Zauberbann der schönen Frau, indem er ihn nun auch mit deren Gemahl, dem Conde Don Ventura Romero, bekannt machte.

„Es ist mir sehr erfreulich, Sie kennen zu lernen, Herr Williams", sagte der Graf. „Werden Sie längere Zeit bei uns verweilen?"

„Ich gedenke den Winter hier zuzubringen. Wie wäre es auch möglich, sich von so viel Schönem, so viel Reizendem, wie Mexico bietet, bald wieder zu trennen!" entgegnete Harry mit einem aufflammenden Seitenblick nach der Condesa.

„Es ist wohl nur der Reiz der Neuheit, der Sie hier erfreut, Herr Williams, denn Texas soll ja der Blumengarten unseres Reichs sein“, nahm die Gräfin das Wort und hielt, unter ihren langen, schwarzen Wimpern hervorschauend, ihren schwärmerisch glühenden Blick auf Harry's glänzende blaue Augen geheftet.

„Ein Blumengarten allerdings, aber ein wilder, in dem die Natur sich noch nicht veredelt hat. Solche Himmelsblüten, wie sie hier dem Auge strahlen, habe ich früher nie gesehen“, entgegnete Harry, den schönen Augen der Gräfin feurig begegnend.

„Auf Ihrem Wege hierher haben Sie doch nur wenig von unserer Flora gesehen, wenn Sie mich aber gelegentlich auf meinem Landsitze beehren wollen, Herr Williams, so werde ich Ihnen wirklich sehr schöne Blumen zeigen“, fiel der Graf ein und wandte sich dann zu Murphy, der im Begriff gewesen war, eine Frage an ihn zu richten.

„Vielleicht gefallen Ihnen aber unsere, wie Sie sagen, veredelten Blumen bei näherer Bekanntschaft weniger als Ihre wilden Naturkinder in Texas, und Ihre Sehnsucht nach diesen würde Sie eiligst zu ihnen zurückführen“, fuhr die Gräfin mit noch wärmerem Blick und gedämpfter Stimme fort, indem sie mit Harry ihrem Gatten und dem Consul nachschritt.

„Solcher Zauber läßt keinen freien Willen, er fesselt unbedingt und macht zum glücklichsten Sklaven", antwortete Harry noch leiser und sah der Gräfin noch fester in die Augen.

Diese schlug sie aber nieder, entfaltete ihren glänzenden Fächer vor ihrem Antlitz und that einige Schritte zögernd, wodurch die Entfernung von ihrem Gemahl vergrößert wurde, dann richtete sie ihre Augen mit allem Liebreiz wieder auf Harry und sagte:

„Fürchten Sie sich nicht vor solchen Ketten? Die spanischen Blumen beanspruchen ungetheilte Aufmerksamkeit."

„Die Ketten, die ein Engel schmiedet, sind unzerreißbar und beseligend, und der Glückliche, der sie trägt, wird sich nimmer nach Freiheit sehnen, denn er würde ja seinen Himmel verlassen müssen", antwortete Harry mit halblauter Stimme, während die Aufregung, die sich seiner bemächtigte, sich in seinen Augen spiegelte.

„Herr Williams, Herr Williams", versetzte die Condesa mit einem Glutblick und drohte lächelnd mit dem Fächer, dann folgte sie eilig ihrem Gemahl und sagte, denselben einholend:

„Sie vergessen in Ihrer Unterhaltung ganz, daß Sie mit einer Dame promeniren, meine Herren; ich kann Ihnen ja kaum folgen."

In diesem Augenblick bogen sie um eine Gebüschgruppe und standen vor Santa-Anna. Sie traten überrascht zur Seite und verneigten sich, um ihn vorüberziehen zu lassen, er aber schritt mit einer grüßenden Handbewegung auf die Gräfin zu, faßte dann, sich verbeugend, an seinen Federhut und sagte:

„Die eine Sonne ist verschwunden, um der andern die Herrschaft zu lassen; ich habe mich nach ihren Strahlen gesehnt, schöne Condesa."

„Vor der Sonne Mexicos, Eure Herrlichkeit, muß jede andere verbleichen, und dem Kriegsgott ergab sich Venus selbst", antwortete die Gräfin mit einer graziösen Bewegung ihrer Hand gegen den Feldherrn und verneigte sich vor ihm.

„Nicht doch, Eure Erlaucht, der Gefangene, der Besiegte war der Kriegsgott. Selbst ein Gott kann dem Zauber höchster weiblicher Schönheit nicht widerstehen", versetzte Santa-Anna, indem er seine Rechte auf sein Herz legte und sich tief vor der Gräfin verbeugte. Dann wandte er sich freundlich zu dem Grafen und zu dem Consul und bemerkte jetzt erst, daß Harry mit zu ihrer Gesellschaft zähle.

„Wer ist der schöne junge Mann, der mit der Condesa spricht?" fragte er die beiden Herren, worauf Murphy erwiderte:

„Ein reicher Baumwollenpflanzer aus Texas; erlauben mir Eure Herrlichkeit, Ihnen denselben vorzustellen?"

„Wird mir sehr angenehm sein, Herr Consul", entgegnete Santa-Anna und wandte sich zu Harry, den Murphy aus seiner Unterhaltung mit der Gräfin zog und ihn als Herrn Williams aus Texas dem General vorführte.

„Sie sind geborener Amerikaner, Herr Williams?" hob Santa-Anna nach gegenseitiger Begrüßung an.

„Und zwar in Tennessee geboren, Eure Herrlichkeit", antwortete Harry mit freundlicher Höflichkeit.

„Die Einwanderung der Amerikaner in Texas hat in den letzten Jahren sehr zugenommen und viele äußerst tüchtige Männer haben sich dort niedergelassen. Wenn das amerikanische Element sich nur leichter mit dem mexicanischen verbinden wollte, sie bleiben aber immer wie Wasser und Oel geschieden. Wie ich höre, sollen in den östlichen Gegenden, wo viele Amerikaner wohnen, die Mexicaner weggezogen sein."

„Das mag wohl mehr seinen Grund in der Verschiedenheit ihrer Beschäftigung finden, Eure Herrlichkeit. Die Mexicaner in Texas haben immer von der Viehzucht gelebt und nur für ihren Bedarf Brodstoff gebaut, während der Amerikaner mehr Ackerwirthschaft

treibt und durch seine Felder die Weideplätze der Mexicaner unterbricht.

„Wie ist die Stimmung der amerikanischen Bevölkerung von Texas gegen die hiesige Regierung?" fuhr Santa-Anna fort und hielt seinen Blick auf Harry geheftet.

„Sehr unzufrieden mit Bustamente; die Nachricht von dessen Fall wird dort noch größern Jubel hervorrufen als hier, und die Begeisterung für den Sieger, den Helden Santa-Anna wird von Texas aus durch die ganzen Vereinigten Staaten widerhallen", antwortete Harry mit einer Verbeugung.

„Es freut mich, etwas gethan zu haben, was in dieser Provinz Beifall finden wird, ich habe mich immer sehr für sie interessirt und werde stets ihr Wohl im Auge halten. Uebrigens ist Texas von der Natur zur Viehzucht bestimmt, denn die ganze nördliche Hälfte Amerikas hat solche reiche, ewig grüne Weiden nicht aufzuweisen wie dieses Land."

„Dagegen muß ich Eurer Herrlichkeit aber bemerken, daß auch kein anderer Theil dieses Landes so reichen, unerschöpflichen, ergiebigen Boden neben so fruchtbarem, namentlich so gesundem Klima besitzt, und daß kein Land auf der ganzen Erde so vorzügliche Baumwolle erzeugt wie Texas. Hätte es die Arbeitskräfte,

welche den Vereinigten Staaten zu Gebote stehen, so würde es in kurzer Zeit der reichste Staat auf diesem Continent sein."

„Sie verstehen unter Arbeitskräften die Sklaven. Sklaverei aber, dieser Fluch, der auf Nordamerika lastet und der ihm zum Verderben werden wird, ist Gott Lob aus unserm Reich verbannt und soll nie, solange ich mitzureden habe, über unsere Schwelle treten. Ich weiß recht gut, daß die amerikanischen Ansiedler in Texas große Mengen von farbigen Arbeitern nach dort gebracht haben, wenn dieselben aber Sklaven bleiben, so ist es ihr eigener Wille, denn nach unsern Gesetzen sind sie frei, sobald sie den Fuß auf mexicanische Erde gesetzt haben."

„Ich stimme den Grundsätzen Eurer Herrlichkeit in Bezug auf Sklaverei aus innigster Ueberzeugung bei, ich halte sie für ein verbrecherisches, den Menschen herabwürdigendes und brandmarkendes Institut", sagte Harry mit anscheinend tiefster Entrüstung und fügte noch hinzu: „Wenn wir in Texas nur so glücklich wären, von den Millionen arbeitender Indianer, die hier im Innern des Landes wohnen, einen Theil nach unserer Provinz übersiedeln zu können, denn die, welche unser Land durchstreifen, sind wilde Kannibalen, die dem Fortschreiten unserer Cultur einen gewaltigen Damm entgegenstellen."

„Unsere nordöstlichen Staaten leiden ebenso viel durch diese Indianer und ich werde es mir zur Hauptaufgabe machen, unsere Grenzen gegen dieses Gesindel zu schützen, sobald unsere innern Zustände geregelt sind und meine Stimme bei der Regierung unseres Reichs mehr Gewicht hat; zu viele Köpfe zersplittern ihre Kraft."

Diese letzten Worte sagte Santa-Anna halb vor sich hin, als ob ihn für den Augenblick ein mächtiger Gedanke der Gegenwart entzöge.

„Diese Zeit wird hoffentlich nicht fern sein, Eure Herrlichkeit; die neue Präsidentenwahl steht nahe bevor", fiel Harry mit schmeichelndem Tone ein.

„Sollte man mir die Ehre erzeigen, so werde ich mich des reichen, schönen Texas ganz besonders annehmen. Wann reisen Sie nach dort zurück?"

„In nicht langer Zeit", antwortete Harry mit gedämpfter Stimme und warf einen Blick nach der Gräfin, als fürchte er, daß diese seine Worte vernehmen möchte.

„So werden Sie vor der Wahl wieder dort sein und können meine Absichten bekannt machen", versetzte Santa-Anna und fügte, sich gegen Harry verneigend, noch hinzu:

„Es wird mir angenehm sein, Sie in meiner Wohnung zu begrüßen."

Dann verabschiedete er sich von der Gräfin und

deren Gemahl, reichte dem Consul vertraulich die Hand und schritt zu den Offizieren zurück, die seiner in einiger Entfernung harrten.

„Unser zukünftiger Herrscher war ja äußerst liebenswürdig gegen Sie, Herr Williams“, sagte die Condesa, wieder an Harry's Seite tretend. „Er ist ein großer Mann, den der Himmel unserm Lande als rettenden Engel gesandt hat; nur ein solcher Kopf, ein solcher Arm kann uns vor einer Pöbelherrschaft bewahren. Er ist aus alter guter Familie und weiß den Werth zu schätzen, den der Adel für ein Land hat.“

„Herr Williams“, wandte sich jetzt der Graf zu Harry um, „unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr Consul, ist so freundlich und will uns das Vergnügen Ihrer Gesellschaft an diesem Abend mit genießen lassen, wenn Sie mit ihm denselben bei uns verbringen wollen.“

„Ich bin der reiche Gewinner bei dieser Aenderung und fühle mich sehr geehrt und beglückt durch Ihre Güte, Herr Graf“, erwiderte Harry mit großer Höflichkeit. „Ehe ich aber die Einladung annehmen kann, muß ich von der Frau Gräfin hören, ob auch sie ihre Zustimmung dazu gibt.“

„Unverhoffte Freude macht stumm“, entgegnete die Condesa mit wonnigem Lächeln, „sonst würde ich der Bitte meines Gemahls die meinige beigefügt haben;

jetzt bitte ich Sie, Herr Williams, unser Haus zu Ihrer Heimat zu machen. Rechnen Sie diese Worte nicht als spanische Form, sondern betrachten Sie dieselben als wirklich so gemeint. Je öfter Sie von dieser unbegrenzten Einladung Gebrauch machen, um so dankbarer werden wir, mein Gemahl und ich, Ihnen sein."

Der Graf stimmte den Worten seiner Gattin bei und schlug nun mit dem Consul den Weg nach dem Ausgang aus der Alameda ein, während die Gräfin mit Harry an ihrer Seite in einiger Entfernung folgte.

„Zürnen Sie mir auch nicht darüber, daß ich die Veranlassung zu der Einladung gab?" fragte die Condesa mit süßem Tone ihren jungen Begleiter.

„Ich würde Ihnen selbst dann nicht zürnen können, wenn Sie mir die Seligkeit Ihrer Huld wieder entziehen wollten; es würde mich aber endlos unglücklich machen", erwiderte Harry mit bittendem Tone.

„Ich laufe größere Gefahr, eine Freude wieder zu verlieren, die ich mir vielleicht nur durch diese Huld verschaffte und welche zu erhalten die Kräfte mir fehlen", sagte die Gräfin mit halblauter, weicher Stimme und sah mit allem Zauber ihrer Augen zu Harry auf.

Im Vorübergehen an den vielen Lustwandelnden in der Alameda wurden sie fortwährend der Gegenstand großer Aufmerksamkeit und Alles schaute neugierig dem

interessanten jungen Fremden nach, der sich so eifrig mit der vornehmen schönen Condesa unterhielt.

Harry und der Consul verbrachten einen äußerst angenehmen Abend bei Romeros, der Graf zeigte sich als liebenswürdiger Wirth, und die Gräfin bot Alles auf, ihren Gästen die Zeit angenehm zu vertreiben; sie würzte die Unterhaltung, indem sie ihrem Gatten und dem Consul in Allem das Widerspiel hielt, bekämpfte beide mit Scherz und Witz und rief Harry oft für sich in die Schranken. Auch ließ sie ihre Harfe bringen und spielte und sang zur Bewunderung und zum Entzücken aller. In ihrer allgemeinen Bemühung aber, die Männer zu erheitern, versäumte sie nicht, durch Ton, Blick und Bewegung Harry auszuzeichnen und das in ihm hervorgerufene Interesse für ihre Person noch mehr zu beleben. Glühend fühlte er jeden Blitz ihrer Augen seine Glieder durchzucken, wie himmlische Musik traf ihn der Ton ihrer süßen, klangreichen Stimme, und träumend verließ er das Palais, träumend von dem Glücke, welches so hohe Schönheit, so bezaubernde Liebenswürdigkeit zu spenden im Stande sein würde.

Harry machte von der unbeschränkten Einladung der Gräfin Gebrauch und besuchte täglich ihr Haus. Bei diesen Besuchen behandelte ihn der Graf mit großer Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, und das Benehmen

der Condesa gegen ihn wurde immer vertrauter, immer wärmer, aber auch immer weniger unbefangen und immer ernster. Oft verstummte sie plötzlich in munterem Gespräch und sah gedankenvoll vor sich nieder, oder ihr Blick heftete sich in stiller Glut für Augenblicke starr auf Harry's Gestalt, dann brach sie aber mit um so größerer Lebendigkeit wieder das Schweigen und suchte in wilder Heiterkeit den Ernst zu verbergen, der sie übermannt hatte.

Sechstes Kapitel.

Harry war der stete Begleiter der Gräfin abends in der Alameda, an welchen Spaziergängen sich der Consul Murphy häufig betheiligte und dann gleichfalls mit nach deren Wohnung ging.

So begab es sich auch an einem schönen Abend, daß er mit ihnen und mit dem Grafen die Promenade verließ, und das helle Mondlicht hatte das letzte Roth am Himmel verdrängt, als sie das Palais Romero erreichten und in dessen kühlen, geräumigen Corridor eintraten.

An der breiten Marmortreppe blieb der Graf stehen, um die Gräfin und Harry vorangehen zu lassen, worauf er mit Murphy folgte.

Sie traten im ersten Stock in den hellerleuchteten Salon ein und ließen sich unter dem blitzenden Kronleuchter um den Marmortisch in Armsesseln nieder. Die Gräfin hatte die Basquina und die Mantille abgelegt und das schwarze Spitzentuch von ihrem zarten Nacken

entfernt, sodaß auf dessen enthülltem Schnee das Diamantenkreuz mit der gräflichen Krone im Scheine der Lichter funkelte und blitzte. Doch das tiefglühende Feuer ihrer dunkeln überschatteten Augen ließ die Juwelen vor Harry's Blicken erbleichen, und mit magischer Kraft von den Reizen der schönen Frau gefesselt, vergaß er, was um ihn vorging. Er hatte es kaum bemerkt, als ein Diener Obst und Wein auf den Tisch trug, und sah denselben nicht, als er neben ihn trat und ihm Fruchtcrême anbot. Mit strahlendem Blick weckte die Gräfin ihn aus seiner Versunkenheit, indem sie ihm selbst eine Schale mit Crême reichte und sagte:

„Von mir, Herr Williams, müssen Sie schon etwas annehmen, auch wenn es nicht so schmackhaft sein sollte, wie Sie es in Ihrem schönen Texas gewohnt sind.“

Harry's Leidenschaft steigerte sich von Minute zu Minute, es lief ihm wie Fieberglut durch die Adern und seine sonst so geläufige Rede wurde immer wortkarger; um so lebendiger aber führte die Condesa die Unterhaltung mit Worten, mit Blicken und mit dem Fächer; Harry's Versinken in ihren Anblick folgte sie mit Entzücken und es schien, als wolle sie ihm keinen andern Gedanken lassen als den an sie selbst. Bald blitzten ihre ganz geöffneten Augen mit wildem Feuer ihm entgegen, bald sanken deren lange Wimpern und

ließen ihren Blick in sehnsüchtigem Verlangen nach ihm hinüberschwärmen, bald wieder lächelten sie ihm liebreizend zu. Rauschend umschwirrte der glänzende Fächer ihr edles, bleiches Antlitz und trieb den Lufthauch spielend durch die glänzenden Locken ihres Raabenhaars. Alle ihre Bewegungen waren leicht und natürlich und doch wie berechnet, denn oft fiel der weite Spitzenärmel zurück und entblößte ihren schön gerundeten Arm, dann wieder ließ ein leichtes zufälliges Vorneigen die Fülle ihrer Formen ahnen und oftmals stahl sich ihr reizender kleiner Fuß aus dem Faltenwurf ihres Gewandes hervor und verrieth die üppig schwellende Fortsetzung ihres feinen Knöchels.

Von Zeit zu Zeit aber wandte sich die Gräfin auch zu dem Consul, warf ihm scherzend vor, daß er seine ganze Aufmerksamkeit der Unterhaltung mit dem Grafen widme und darüber sie vernachlässige, und bemerkte, daß sie es sehr ungalant finde, in Gesellschaft einer Dame politische Themata zum Gegenstande des Gesprächs zu machen.

„Wir werden uns diesem höchst gerechten Vorwurf dadurch entziehen, daß wir uns hinaus auf den Balkon setzen", fiel der Graf, gleichfalls scherzend, ihr in das Wort, stand auf und reichte dem Consul eine Cigarre. Dann bot er auch Harry eine solche an, die dieser jedoch mit Dank zurückwies.

„So lassen Sie uns dem Beispiel der beiden Staatsmänner folgen, Herr Williams, und uns ebenfalls in das Freie hinausbegeben; die Luft ist erquickend und labend", sagte die Gräfin sich erhebend, winkte ihrem Gatten und Murphy mit ihrem Fächer einen Gruß zu und geleitete Harry nun in das zur Linken anstoßende Zimmer, um nach dem Mirador, dem kleinen, zweisitzigen Balkon vor dessen Glasthür, zu gehen, während die beiden Männer an der andern Seite den Salon verließen und sich gleichfalls auf einen solchen Altan verfügten.

Das Gemach zur Linken erhielt nur ein mattes Licht aus dem Salon und von der Balkonthür, durch welche der bleiche Schimmer des Mondes eindrang. Als die Condesa mit ihrem liebeglühenden Begleiter in dasselbe eingetreten war, verstummten sie beide und verzögerten ihre Schritte. Sie hatten die Glasthür erreicht und standen neben einander, um hinauszutreten, als es Harry wie ein elektrischer Schlag durchzuckte, denn er fühlte seine Hand von der weichen Linken der Gräfin leise ergriffen. Die Flammen der Leidenschaft umloderten seine Sinne, mit beiden Händen erfaßte er die Hand, hob sie bebend an seine Lippen und stand regungslos da, als wolle er die Glut, die ihn durchwogte, auf den zarten Fingern der reizenden Frau ausströmen lassen. Diese aber neigte sich zu ihm hin und barg ihr schönes

Haupt an seiner Brust. Wie wenn der zündende Funke in eine Mine gefallen, so brachen die letzten Bande, welche den Sturm in Harry's Gefühlen noch gefesselt hielten, seine Arme schlangen sich um den schlanken Leib der Condesa, er preßte sie krampfhaft an sein Herz und in glühendem Kusse brannten ihre Lippen aufeinander. Jede Rücksicht, jede Gefahr war vergessen, ihre Herzen zitterten, ihre Pulse rasten und Minuten seliger Erstarrung waren verflogen, als die Gräfin sich aus Harry's Umarmung wand, ihre Locken zurückstrich und seine Hand in ihrer Linken haltend auf den Balkon hinaustrat. Das bunte Leinendach, welches sich über dem Altan bis auf dessen Geländer herab wölbte, hüllte denselben in trauliches Halbdunkel, denn der Mond stand schon hoch am Himmel.

„Es ist geschehen! Ich habe gethan, was ich nicht lassen konnte — ich bin Dein, Geliebter!" sagte die Condesa mit unsicherer, halblauter Stimme und sank wie erschöpft in den Sessel nieder, während Harry in dem andern Stuhl Platz nahm. Wie von der plötzlichen Aufregung überwältigt, hatten beide für einige Minuten keine Worte, nur der Druck ihrer noch bebenden Hände, der unbeweglich in Wonne an einander gefesselte Blick ihrer Augen und zitternde, tiefe Athemzüge gaben ihren überwogenden Gefühlen noch Ausdruck.

Die Gräfin hatte sich mehr und mehr dem nach ihr hingebeugten Harry genähert und sagte dann, ihm sehnsüchtig in die Augen schauend:

„So liebst Du mich wirklich, Harry?"

„Dein, Dein für die Ewigkeit mit Leib und Seele!" stammelte er flüsternd hervor und zog die Hand der Frau wieder an seine Lippen.

„So schwöre mir Treue, Harry, unverbrüchliche Treue! Ein spanisches Herz muß allein besitzen", fuhr die Condesa ebenso leidenschaftlich hingerissen fort und legte ihre beiden Hände um die seinige.

„Treu bis in den Tod, ich schwöre es, Du himmlisches Wesen!" antwortete Harry und zog die Gräfin noch näher zu sich heran, doch diese neigte sich wieder in ihren Sessel zurück und sagte:

„So höre mich, Geliebter! Unser Bund muß der Welt tief verborgen bleiben, soll unser Glück nicht zu Grabe gehen. Bei dem Monde schwöre ich es Dir, daß meine Liebe für Dich mein erstes Unrecht ist und mein einziges bleiben soll, welches ich gegen meinen Gatten begehe; sie war stärker als ich, als mein Wille, als meine Tugend. Das Unrecht wird aber schwerer, wenn es das Glück meines Gemahls trübt. Das darf, das soll nicht geschehen, darum sei vorsichtig mit Wort und Blick, damit Du uns nicht verräthst. Es fällt in keiner Weise

auf, daß Du uns häufig besuchst, es fällt auch nicht auf, daß Du mir den Hof machst, denn der Welt gegenüber bin ich immer besser gewesen als mein Ruf, und der Graf ist stolz auf meine Treue und lacht meiner Galane. Er muß sein Glück, seinen Stolz behalten, doch ich kann ohne mein Glück, ohne Deine treue Liebe nicht leben."

„Ewig, ewig, Laodice, ist sie Dein!" flüsterte Harry.

„Ich werde es veranlassen", fuhr die Condesa fort, „daß wir hinaus nach unserm Landsitz ziehen, dort droht uns weniger Gefahr und winkt uns mehr Seligkeit. Dem Grafen wird mein Vorschlag sehr erwünscht sein, denn er ist gern auf dem Lande und zog nur auf meine Bitte in die Stadt. War es eine Ahnung von meinem Glück, welche mich hierher führte?"

„Es war mein guter Stern, der Dich leitete, der Dich hierher kommen ließ, um mir des Himmels Seligkeit zu geben", fiel Harry ein.

„Und sie mich in Deinen Armen, an Deinem Herzen finden zu lassen", sagte die Gräfin, warf sich ihm an die Brust und schlang, seine Lippen auf den ihrigen empfangend, ihre Lilienarme um seinen Nacken. Im nächsten Augenblick aber fiel sie wieder in ihren Stuhl zurück und flüsterte: „Wir wollen an das Geländer vortreten, damit Romero und der Consul uns sehen können.

Diese zwischen ihnen und uns aus der Mauer hervorragenden Säulen sind unserer Liebe wegen geschaffen."

Dann standen beide auf, traten an die Balustrade vor und schauten, sich auf dieselbe stützend in die Straße hinab. Die Gräfin sprach laut, lachte und scherzte, und sah wiederholt seitwärts von den Säulen hin nach dem Balkon an der andern Seite des Palais, auf welchem der Graf und Murphy noch ruhig saßen und den Rauch ihrer Cigarren in dem Mondlicht aufwirbeln ließen.

„Sie sind noch tief in ihre Unterhaltung versunken", sagte die Gräfin, noch einen Blick nach dem andern Balkon werfend, trat dann mit den Worten: „Mein Harry, mein Geliebter!" in die Glasthür zurück, hielt ihm ihre Hände entgegen und sank nun abermals an seine Brust.

In Wonne und Lust verstrich ihnen die Zeit zu schnell, denn bald erkannte die Gräfin, daß der Consul sich verabschieden wollte, sie ordnete schnell ihre Locken, öffnete ihren Fächer und schritt mit Harry an ihrer Seite in den Salon zurück, wo ihnen die beiden Männer entgegenkamen.

„Ich hoffe, daß unserm Vaterlande viel Heil aus Ihrer Berathung erwachsen möge", sagte die Condesa scherzend zu dem Consul, als derselbe sich ihr empfahl, und wandte sich dann in demselben Tone zu Harry.

indem sie fortfuhr: „Und Ihnen, Herr Williams, meinen besten Dank dafür, daß Sie sich meiner so ritterlich in meiner Verlassenheit annahmen. Sie vergessen uns morgen doch nicht?"

Von Liebe und Glück berauscht, kehrte Harry in sein Hotel zurück, fand aber Holcroft dort noch nicht angelangt, derselbe hielt spätere Stunden. Am folgenden Morgen, als er mit ihm frühstückte, theilte er ihm mit, daß er Santa-Anna heute seinen Besuch machen wolle und daß er den gestrigen Abend wieder bei der schönen Gräfin verbracht habe, verschwieg ihm aber das Verhältniß, in welches er zu ihr getreten war.

Holcroft erzählte ihm, daß das Glück und seine Geschicklichkeit ihn beim Spiel in vergangener Nacht begünstigt hätten und daß er einige Tausend Dollars gewonnen habe.

Harry machte nun an diesem Morgen Santa-Anna seine Aufwartung und wurde äußerst artig von ihm empfangen. Derselbe unterhielt sich lange Zeit mit ihm über die Verhältnisse von Texas, bemerkte, daß der abgesetzte Präsident Bustamente diese Provinz als ein Bollwerk gegen die vergrößerungssüchtigen Vereinigten Staaten betrachtet und darum der Einwanderung der Amerikaner alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt habe, daß er, Santa-Anna, dieselbe aber nach allen

Kräften begünstigen wolle in der Hoffnung, daß sich das amerikanische Element mit dem mexicanischen vermischen und ein thatkräftiges, hochherziges Volk daraus hervorgehen werde. Er hoffte schließlich, Harry während seines Aufenthalts in Mexico oft bei sich zu sehen, und entließ ihn auf das freundlichste und huldvollste.

Die Kreise der vornehmen Gesellschaft der Hauptstadt waren für Harry geöffnet, in dem Hause Romero machte er fast täglich neue Bekanntschaften, und es verging kein Tag, ohne daß ihm Einladungen zu Theil geworden wären. Er folgte jedoch keiner derselben, wenn er nicht von der Gräfin Romero wußte, daß auch sie dort erscheinen würde; geschah dies, so war Harry auch an ihrer Seite, um sich ausschließlich ihrem Dienste zu widmen, und bald galt er allenthalben für ihren erklärten Liebhaber. Und groß war der Neid der Damenwelt gegen die Condesa über den Besitz dieses schönen, liebenswürdigen jungen Galans, der in Texas so reiche Besitzungen haben sollte. Er war täglich bei Romeros im Hause und gewann sich durch sein artiges, vornehmes Wesen bald die aufrichtige Zuneigung des Grafen, der in den Aufmerksamkeiten Harry's gegen seine Gattin nur das feine Benehmen des Gentleman erkannte und den es erfreute, dieselbe, von andern Damen beneidet, mit ihm glänzen zu sehen.

Romero's Stellung im Staatsdienste beanspruchte täglich einen Theil seiner Zeit, und es war ihm angenehm, daß die Gräfin in Harry einen Begleiter bei ihren Wegen, Besuchen und Spazierfahrten hatte, über den sie jederzeit verfügen konnte.

Der Vorschlag der Condesa, auf das Landgut zu ziehen, war dem Grafen sehr erwünscht, denn dasselbe lag nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, sodaß sein Aufenthalt dort sich sehr gut mit seinem Dienste vertrug, und da er an Garten und Feld und überhaupt an der freien Natur seine Freude hatte, so machte er sofort Anstalten zur Uebersiedelung auf seinen Landsitz. Der Vorbereitungen dazu bedurfte es nicht viele, denn die dortigen Einrichtungen waren vollständig, und da die Gräfin ihrem Gatten noch keine Familie geschenkt hatte, so waren es nur Diener und Equipagen, die hinausgeschafft werden mußten. Schon nach wenigen Tagen fand der Umzug statt und Harry begleitete den Grafen und die Gräfin dabei zu Pferde.

Die Besitzung war reizend gelegen; das aus Granit gebaute Schloß erhob sich unweit der Straße nach Pachuca am Tezcucosee auf hohen, steilen Felsmassen, beherrschte das ganze Thal und war durch seine maurische Form, durch seine Thürmchen, Vorbaue, Altane und Säulengänge eine Ziede der Gegend. Der Ernst seines alten,

dunkeln Gemäuers verschwand in den lachenden Orangenhainen und Palmengruppen, aus denen es hervorsah, und die schroffen Felsen, auf welchen es stand, waren mit Weinbergen geziert, die sich wie grüne Guirlanden hin und her an ihnen hinabwanden. Nach Südost hin lief eine Colonnade um das Schloß, deren hohe Bogenöffnungen, von blühenden Schlingpflanzen eingefaßt, dem Luftzug freien Durchgang gewährten, den Sonnenstrahlen aber nicht genug Einlaß gestatteten, um den kühlen Schatten aus dem Gange zu verdrängen. Das Auge schweifte aus dessen trautem Halbdunkel hinab über den glänzenden Spiegel des wunderbar schönen, von Tropenhainen eingefaßten Tezcucosees und weiter hin nach den Tenochtitlangebirgen, über welche die eisbedeckten Häupter der beiden riesigen Vulkane aus dem durchsichtig blauen Aether in das Thal von Mexico herabschauten. Nach Südwest vor der Fronte des Schlosses breitete sich ein prächtiger Garten mit hohen immergrünen Gebüschgruppen bis an die Mauer aus, welche über den Felsabhang hinlief und über deren Mitte ein von Minarets gezierter Pavillon sich erhob. Aus dessen großem, durch zwei Marmorsäulen getheiltem offenem Bogenfenster hatte man einen prächtigen Blick über die Stadt Mexico. Wie ein Feenschloß stieg die Villa, wenn die Sonne sank, vor dem glühenden Abendhimmel auf, ihre Fenster blitz-

ten und funkelten in dessen Scheine wie Gold und Juwelen und tief hinab in die klare Flut des Sees senkte sich ihr Spiegelbild.

Es war ein reizender Aufenthalt dieser Landsitz; kühl und labend bot er während der Hitze des Tags die wonnigsten, verborgensten Ruheplätzchen und Laubengänge für stille Leute, wohin niemals ein Sonnenstrahl gelangte, und des Abends verscheuchte der frische Luftzug, der das ganze Schloß frei umspielte, die Glut, welche sich in dasselbe eingedrängt hatte. Es war ein Aufenthalt, ganz geschaffen für zwei heimlich liebende Herzen, wie das der Gräfin und Harry's, denn zu jeder Tages- und Nachtzeit bot er ihnen Gelegenheit, ihr Glück ungesehen und ungestört zu genießen. Oft schon früh in des Morgens erfrischender Kühle ritt Harry hinaus, um mit dem Grafen und dessen Gattin unter duftenden Orangenbäumen im Freien zu frühstücken und sich an der prächtigen Aussicht über das weite Thal von Tenochtitlan zu ergötzen. Wenn dann der Graf seinen Dienstpflichten folgte und in die Stadt fuhr, blieb Harry bei der Gräfin zurück, um die Einsamkeit von ihr fern zu halten, und wenn Romero aus der Stadt wiederkehrte, so mußte Harry zum Mittagsessen bleiben, um ihn mit seiner Gesellschaft zu erfreuen. Die Abende waren aber zu wunderbar schön, als daß Harry schon

in die durchglühten Mauern der Stadt hätte zurückkehren dürfen, der Graf ließ ihn nicht fort und die Gräfin bot dem Gatten zu Liebe alle ihre Ueberredungskunst auf, Harry noch zu halten, so sehr derselbe anscheinend auch darauf drang, nach Hause zu reiten. Hatte er aber nun endlich Abschied genommen und sein Pferd bestiegen, so ritt er gewöhnlich nur bis an den Fuß des Berges in einen dort gelegenen dichten Waldstrich und verweilte da, bis die späte Stunde der Mitternacht kam. Dann ließ er sein Pferd in dem Versteck zurück, eilte zu Fuß wieder nach der Villa hinauf und durch den Garten in den Pavillon, wo die Condesa ihn nun noch mit einem letzten Abschied beglückte. Harry konnte leicht und ungesehen diesen Pavillon erreichen, indem er durch die Schlangenwindungen der Weinberge hinauf in den Garten gelangte und dort hinter dichten Myrten- und Lorbeergebüschen die Mauer entlang bis an das Gartenhaus schlich. Der Weg der Gräfin bis dahin war nur ein kurzer, denn es führte aus ihren Gemächern ein Ausgang in den Garten, den zu durcheilen sie nur weniger Augenblicke bedurfte. Ismene, ihre treue Dienerin und zugleich ihre Vertraute, begleitete sie stets bei diesen nächtlichen Ausflügen und hielt außerhalb des Pavillons Wache, wenn auch von keiner Seite Gefahr drohte, da um diese Zeit sämmtliche Dienerschaft in tiefem Schlafe lag und der

Graf die andere Seite des Schlosses bewohnte, von wo er den Garten nicht übersehen konnte.

Absichtlich ließ Harry manchmal mehrere Tage verstreichen, ohne in dem Schlosse zu erscheinen, und wenn der Graf ihn dann in dem Hotel aufsuchte und nach der Ursache seines Nichtkommens fragte, schützte er Geschäfte vor, die ihn abgehalten hätten. Seltener aber fehlte er um Mitternacht in dem Pavillon.

So flogen Tage, Wochen und Monate für den Grafen, für die Condesa und für Harry in ungetrübtem Glücke hin, und das Frühjahr zog neu belebend über Berg und Thal. Da trat eines Morgens Holcroft zu seinem jungen Gefährten in das Zimmer und setzte sich zu ihm an die offene Glasthür, die auf den Balkon hinausführte.

„Ich habe Ihnen eine Mittheilung von großer Wichtigkeit zu machen, Williams“, sagte er und blies den Rauch seiner Cigarre in Ringeln durch die Thür hinaus.

„Und die wäre?“ versetzte Harry, mit Ueberraschung und Spannung dem bedeutungsvollen Blick des Sklavenhändlers begegnend.

„Sie können das Angenehme hier mit dem Nützlichen verbinden“, fuhr Holcroft sinnend fort. „Man soll über das Vergnügen nie eine Gelegenheit aus dem

Auge lassen, sich des Hauptspenders desselben, des Goldes, zu bemächtigen."

„Ich verstehe Sie nicht, Holcroft, ich glaube auch nicht, daß ich mich einer solchen unverzeihlichen Nachlässigkeit schuldig gemacht habe. Ich sehe nicht ein, wie ich hier Geld gewinnen könnte, ohne zu spielen, und Sie wissen, darin habe ich kein Glück", entgegnete Harry mit zunehmender Spannung.

„So hören Sie!" nahm der Sklavenhändler wieder das Wort. „Sie befinden sich an einer Quelle des Reichthums. Ich erfuhr nämlich zufällig gestern Abend, daß der Graf Romero der Verwaltung der Staatsländereien vorsteht und daß er nach Belieben mit Landstrichen belehnen und solche auch zu kaum nennenswerthen Preisen verkaufen kann. Ich dächte wohl, wer mit der Frau dieses Mannes in so freundschaftlichem Verhältniß steht und ihr so manche glückliche Stunde bereitet, könnte diesen auch leicht dazu bewegen, ein paar Federstriche zu seinen Gunsten zu thun. So einige Leguas Landes in Texas wären so übel nicht."

„Was sagen Sie? Romero hat die Verwaltung über die Ländereien?" fiel Harry mit aufglänzendem Blick ein. „Ich kann ja von ihm haben, was ich will!"

„Nun, so lassen Sie sich nicht zu wenig geben, eine

solche Gelegenheit, Vermögen zu machen, wird nicht oft geboten", versetzte Holcroft.

„Ei, sofort reite ich hinaus zu ihm, um ihn zu bearbeiten", sagte Harry in großer Aufregung.

„Versäumen Sie nicht, die schöne Gräfin zu bitten, daß Sie selbst Ihnen das Land zumessen möchte, für Sie nimmt sie sicher das größte Maß", bemerkte der Sklavenhändler noch mit sarkastischem Lächeln, als Harry schon der Thür zueilte, um sein Pferd satteln zu lassen.

Schon in den ältesten Zeiten der spanischen Herrschaft in Mexico pflegte die Regierung große Landstriche an Privatpersonen zu geben, entweder unter der Bedingung, binnen gewisser Jahre eine gewisse Anzahl Menschen darauf anzusiedeln, oder sie verkaufte sie ihnen für eine sehr geringe Summe, die mit dem Werthe des Landes in gar keinem Verhältniß stand und die gewöhnlich in die Privattasche der höhern Beamten floß. Man nannte solche Stücke Landes Empresiarios oder Grants, und die Besitztitel darüber sind in der Regel die ältesten und besten in allen Ländern, wo Spanien einmal herrschte.

In Texas hatte aber die Regierung Mexicos in den letztern Jahren viele solcher Landstriche an dort wohnende Mexicaner verkauft, um es den einwandernden Amerikanern zu erschweren, ein von Privatbesitz freies

Stück Land zu finden, worauf sie sich niederlassen konnten. Namentlich waren unter der Präsidentschaft Bustamente's ungeheure Strecken in dieser Weise in Privathände übergegangen, und auf die Klagen, die von Texas aus dagegen erhoben wurden, hatte man immer geantwortet, daß die dafür eingenommenen Gelder zum Schutze der Grenzen dieser Provinz gegen die wilden Indianer verwendet würden, während es allgemein bekannt war, daß man die mexicanischen Soldaten in diesem Lande davon bezahlte, welche dazu dienten, dessen amerikanische Bevölkerung zu belästigen und niederzuhalten, und daß der Rest des Geldes von den Verwaltungsbeamten in der Hauptstadt unter sich getheilt wurde. Es war nichts Ungewöhnliches, daß man eine Legua Land, ungefähr viertausendfünfhundert Acker, für tausend Dollars und auch für noch viel weniger verkaufte und daß ein einziger Mann bis zu fünfzehn Leguas in dieser Weise von der Regierung erstand. Die Amerikaner in Texas waren dadurch angewiesen, sich um Land an die Mexicaner zu wenden, und da diese ihnen dasselbe gewöhnlich verweigerten, so mußten sie weiter hinaus in die Gegenden ziehen, die noch vollständig in den Händen der Indianer waren.

Der Graf Don Ventura Romero hatte bei den Verkäufen von Texasländereien während der Präsident-

schaft Bustamente's bedeutende Summen für sich selbst erübrigt, und es war ein gar zu lockender leichter Verdienst, als daß er denselben unter dem neuen Präsidenten aus eigenem Antrieb hätte aufgeben sollen.

Das Gesuch Harry's, ihm Land in Texas zu verkaufen, fand bei Romero williges Gehör, zumal da er sich erbot, gleich das baare Geld dafür zu zahlen, nur hatte der Graf das eine Bedenken dabei, daß Harry ein geborener Amerikaner sei, und daß die Regierung, wenn sie von dem Verkauf hören sollte, ihm, dem Grafen, Vorwürfe darüber machen würde.

„Man braucht es sie ja gar nicht wissen zu lassen, verehrter Herr Graf", entgegnete Harry beruhigend. „Wir machen es unter uns ab, ich zahle Ihnen viertausend Dollars baar aus, Sie lassen mir die Documente über vier, wenn es geht, fünf Leguas Land in guten Gegenden von Texas anfertigen, und es kräht weder Huhn noch Hahn danach. Sie haben doch sicher einige zuverlässige, verschwiegene Unterbeamte?"

„Daran fehlt es mir nicht", antwortete der Graf nachdenkend und fuhr nach einigen Augenblicken fort: „Dann wäre es wohl gut, wenn ich Ihnen unsere Karte von Texas zeigte, auf welcher alle bisher ausgegebenen Ländereien aufgezeichnet sind, wonach Sie dann selbst bestimmen könnten, wo Sie die Grants zu haben wünschen."

„Das wird mir jedenfalls sehr angenehm sein", fiel Harry mit vollkommener äußerer Ruhe ein, während seine innere Aufregung über das sich ihm nahende Glück von Minute zu Minute zunahm.

„So will ich Ihnen einen Vorschlag machen", nahm Don Romero wieder das Wort. „Sie lassen Ihr Pferd hier stehen, fahren mit mir nach der Stadt, wir besorgen dort alles Nöthige in Bezug auf unser besprochenes Geschäft, und dann fahren Sie wieder mit mir hierher, um mir und meiner Frau beim Mittagsessen die Freude Ihrer Gesellschaft zukommen zu lassen."

Harry ging sehr willig auf den Vorschlag ein, begleitete den Grafen nach dessen Geschäftslokal in der Stadt und nahm mit ihm dort eine genaue Einsicht in die Karte von Texas. Nach langer, reiflicher Erwägung wählte er zwei Leguas an den Ufern des wunderschönen San-Bernardflusses, zwei Leguas in dem District von Nacogdoches, und die fünfte Legua — denn fünf erbot sich Don Romero ihm für viertausend Dollars zu geben — ließ er in dem District San-Augustin für sich vormerken.

„Schärfen Sie aber Ihren Leuten ein, verehrter Herr Graf, daß an der vorgeschriebenen Form der Documente nichts fehle", erinnerte Harry nochmals.

„Auch nicht ein Punkt oder ein Buchstabe", ant-

wortete Romero. „Die Papiere werden so sorgfältig ausgefertigt, daß sie für kommende Jahrhunderte den Besitz der darin genannten Länder unumstößlich sichern.“

Darauf bat Harry um Papier und Feder und stellte dem Grafen eine Anweisung über viertausend Dollars auf Veracruz aus. Dann eilte er nach dem Hotel und verkündete Holcroft sein Glück, kehrte aber zur rechten Zeit zu dem Grafen zurück, um versprochenermaßen mit ihm nach dessen Landgut zu fahren.

So liebenswürdig und so reizend wie heute war Harry der Gräfin lange nicht erschienen; seine Augen strahlten Glück und Begeisterung, seine Wangen waren mit dem Roth freudiger Aufregung gefärbt und jede seiner schnellen, leichten Bewegungen zeigte, daß ihn ein mächtiger, beseligender Gedanke belebe. Die Liebe sieht in solchem Bilde nur die Liebe walten, nie aber ein anderes, ein eigennütziges Interesse, und so erkannte die schöne Condesa in Harry's begeisterter Stimmung nur den jubelnden Widerhall ihres glühenden Abschieds in vergangener Nacht. Und wie seelenvoll, wie liebeschmachtend suchte sie seinen Blick zu fesseln und ihn in ihren halbgeschlossenen, schwimmenden Augen das Versprechen für noch höhere Seligkeit lesen zu lassen. Harry aber sah, wohin er auch blickte, nur die ungeheuren Summen

vor sich, die er aus den gekauften Landstrichen in Texas lösen mußte, er sah sich im Geiste schon auf seiner Baumwollenplantage an den reizend schönen Ufern des San-Bernardflusses und träumte von Reichthum, Pracht und Herrlichkeit.

In Lust und Scherz verstrich der Tag, und als die Schatten der Nacht über die Erde zogen, begaben sich der Graf und die Gräfin mit ihrem Gaste nach einem Ruhesitze, der in den Felsen unter der Colonnade angebracht war. Ueber demselben wölbten schlanke Palmen ihre luftigen Wipfel und zu seinen Füßen sank die Felswand steil in den See hinab. Ringsum verblichen die Farben, die Berge und Wälder verschwammen in unbestimmte Massen und auf der dunkelnden Fläche des Sees spiegelten sich klar und funkelnd die hellen Sterne.

Es war eine dieser Zaubernächte der Tropenländer, in denen Alles lebt und sich des Lebens freut und doch eine heilige Stille auf Berg und Thal liegt. Leise nur rauschte und flüsterte die gewürzige, kühle Abendluft in den Wipfeln der Palmen, summend und zirpend lebte die Insektenwelt auf und schwebte wie feuriger Nebel oder wie fliegende glühende Kohlen über dem Thale und die Fische im See sprangen spielend aus der stillen Flut empor. Poesie durchzog auf ihren Zauberschwingen die Natur, und unter ihrer Allgewalt hatten sich die weiche Linke

der Gräfin und Harry's Rechte gefunden. Wie Worte der Liebe, der Sehnsucht durchbebte die Liebenden jeder leise Druck, jedes stürmische Pressen ihrer Hände, und kaum vermochten sie der Unterhaltung zu folgen, welche der Graf in poetischer Begeisterung über die Reize der Nacht unermüdlich führte.

Es war so dunkel geworden, daß die drei Glücklichen kaum noch gegenseitig ihre Umrisse erkennen konnten. Da erglühte es im Osten über den Gebirgen und der volle Mond stieg in seiner Majestät am Himmel auf. Zitternd floh die Finsterniß in die tiefsten Schatten und das emporziehende milde Licht breitete seinen Atlasschimmer über Mexico aus.

Wie ein klarer Spiegel lag der See am Fuße der Felsen. In seiner Mitte schwamm die glänzende Scheibe des Mondes und zu deren beiden Seiten zitterten die silberstrahlenden Häupter der beiden Vulkane.

Die Entfernung zwischen der Gräfin und Harry hatte sich vergrößert und beide sprachen sich jetzt viel lebhafter über die Schönheit des Abends aus. Ganz besonders aber war der Graf entzückt darüber, und die Gräfin hatte schon wiederholt daran erinnert, daß die Nachtluft zu kühl werde und daß es besser sei, sich in das Schloß zu begeben, ehe ihr Gatte sich entschließen konnte, sich von dem reizenden Platze zu entfernen.

Harry aber folgte dem Winke der Condesa, sah nach seiner Uhr und erklärte, daß er den Heimweg antreten müsse.

Es war gegen elf Uhr, als er sich verabschiedete und bei seiner Verbeugung gegen die Gräfin deren bedeutsamen Blick bejahend beantwortete. Der Graf gab ihm das Geleit bis zu seinem Pferd, wünschte ihm eine glückliche Nachhausekunft und bat ihn für den folgenden Tag um seinen Besuch.

Harry ritt davon, bog aber am Fuße des Berges von der Straße ab in ein unweit davon gelegenes Dickicht, wo er sein Pferd mit dem Zügel an einen Baum befestigte. Er konnte von hier aus die Fenster in dem Schlosse sehen und beobachtete, wie dieselben sich nach einander verdunkelten, bis kein Lichtschimmer mehr aus den dunklen Mauern hervordrang.

Kurz vor Mitternacht untersuchte Harry nochmals den verschlungenen Zügel seines Rosses und eilte dann auf den Flügeln der Liebe wieder den Berg hinauf in den Schloßgarten und an dessen Mauer hin nach dem Pavillon. Die Thür desselben war nur angelehnt, sein innerer Raum leer und in seiner Umgebung Alles still und stumm.

Um diese Zeit erhob sich der Graf aus dem Armstuhl, in welchem er gesessen und sich bei dem Scheine

einer Lampe mit Lesen die Zeit vertrieben hatte; denn sein Geist war zu sehr durch die Freuden des Abends bewegt worden, als daß er sich schon dem Schlaf hätte hingeben können. Er trat an das offene Fenster und blickte in die herrliche Nacht hinaus. Das wundervolle Bild von heute Abend stand noch lebendig vor seiner Seele. Leider konnte er aus seinen Fenstern nicht dorthin schauen, doch war es der Mühe werth, in die Colonnade hinaus zu treten und bis an deren anderes Ende zu gehen, dort lag ja die Landschaft wieder vor ihm ausgebreitet. Er folgte dem Gedanken, ging hinaus in den Bogengang und schritt langsam und sich an der kühlen Luft labend in demselben hin, bis er dessen Ende erreicht hatte. Dort trat er in die Bogenöffnung und schaute zwischen den vor ihr herabhängenden Schlingpflanzen hindurch. Sein Blick schweifte über den See nach der Stadt hinüber, blieb aber auf dem Pavillon in dem Garten haften. Dessen Thür stand nämlich offen und aus ihr drang das Mondlicht hervor, welches durch das große Bogenfenster von vorn in das Innere eindrang. Romero hatte einige Augenblicke den Lufteffect zwischen dem dunkeln Gemäuer bewundert, als er plötzlich eine Mannsgestalt aus der Thür hervortreten und in dem Schatten des Pavillons verschwinden sah.

Was konnte der Mann wollen? Sollte er ein Dieb,

ein Räuber sein? Der Graf neigte sich etwas weiter vor und schaute auf den im hellen Mondschein liegenden Garten hinab. Alles war unbeweglich und ruhig und von dem Manne konnte er nirgends etwas gewahren.

Doch wer kommt dort von dem Schlosse her? Eine verhüllte Frauengestalt — ist das nicht die Gestalt der Gräfin?

Romero stand erstarrt da wie die Mauer, an die er sich lehnte — es war die Form, der Gang seiner Gattin. Wohin wollte sie gehen?

Mit leichtem, schwebendem Schritt glitt sie auf dem hellen Wege durch den Garten nach dem Pavillon und verschwand gleichfalls für einen Augenblick in dem Schatten, bis zu welchem Romero die Mannsgestalt gesehen hatte, im nächsten Augenblick aber erschienen beide innig umschlungen in der Helligkeit des Eingangs, traten in den Pavillon ein und die Thür schloß sich hinter ihnen.

Mehr bedurfte es nicht, um den Grafen aus seiner Erstarrung zu wecken. Eifersucht und Wuth beflügelten seine Schritte, er flog in sein Zimmer zurück, ergriff einen Degen und zwei Pistolen und stürzte die Treppe hinab in den Garten.

In diesem Augenblicke richtete sich in dem Myrten-

gebüsche dem Eingange zu dem Pavillon gegenüber die Gestalt einer Frau in die Höhe, lauschte nach den nahenden Schritten des Grafen hin und warf dann einen Stein gegen die Thür. Es war Ismene, die treue Dienerin der Gräfin, welche hier Wache hielt und durch dieses Zeichen die drohende Gefahr meldete.

„Mein Gott, was war das? Ein Stein schlug gegen die Thür!" rief die Gräfin, aus der Umarmung Harry's emporspringend, mit halb erstickter Stimme und sah entsetzt nach dem Eingange hin. „Himmel, noch ein Stein! Bei allen Heiligen, wir sind verloren, Harry!"

„Was kann es sein? Ich höre rasche Tritte", flüsterte Harry erschrocken und sprang an die Thür, um den Riegel nochmals fester zu drücken.

„Es ist der Graf. Allmächtiger, wie soll ich Dich retten, Harry!" rief die Condesa kaum hörbar und schlang in wilder Verzweiflung ihre Arme um den Geliebten.

„Aufgemacht!" schrie der Graf jetzt mit wüthender Stimme vor der Thür und suchte dieselbe zu öffnen, sie widerstand aber seinem Druck.

„Macht auf!" schrie er nochmals mit entsetzlichem Tone und trat nun gegen die Thür, daß sie weit aus dem Schlosse flog. Mit erhobener Pistole in der Rechten stürzte er in den Pavillon und sah einen Mann mit einem weißen Tuch über dem Kopfe auf der Brüstung

des Bogenfensters sitzen, im Begriff, aus demselben über den Felsabhang hinabzuspringen. Es war kein Augenblick zu verlieren; Romero zielte, das Feuer flog aus der Pistole und der Mann stürzte aus dem Bogenfenster hinab.

In seiner Wuth sprang der Graf mit der zweiten Pistole in der Rechten an das Fenster, beugte sich hinaus und sah, wie der Mann an einer Ranke der Bignonia hing, die von dem Fuße des Felsens bis zur Mauerbrüstung hinauf gewachsen und mit ihren zarten Wurzeln in dem Gestein befestigt war. Diese zerrissen unter dem Gewicht, das an ihnen zog, die Ranke senkte sich schnell mit Harry der Tiefe zu, doch noch ehe dieser den Boden erreichte, gab der Graf mit dem wüthenden Rufe: „Stirb Hund!“ zum zweiten Male Feuer.

Die Condesa, welche hinter der auffliegenden Thür gestanden hatte, war in dem Augenblick, als der Graf an das Fenster stürzte, hinausgesprungen und hatte Ismenen deren großes schwarzes Wollentuch, welches sie selbst über dem Kopf getragen hatte, mit den Worten zugeworfen: „Du bist es gewesen mit Deinem Liebhaber, rette mich!“

Dann war sie fliegend nach ihren Gemächern zurückgerannt, und Ismene hatte, das Tuch um sich schlagend, den Eingang des Pavillons in dem Augenblick erreicht, als der Graf den zweiten Schuß that.

„Erbarmen, Erbarmen, Eure Herrlichkeit!“ schrie die treue Dienerin und warf sich, wie in höchster Verzweiflung die Hände ringend, hinter dem Grafen auf den Fußboden nieder.

Dieser fuhr beim ersten Ton mit dem Degen in der Faust wie rasend herum, schreckte aber wie vom Blitz getroffen zurück und stierte dem Mädchen in die Augen.

„Erbarmen, Herr, für mich und meinen unglücklichen Geliebten, meinen Carlos, wenn Sie ihn nicht getödtet haben“, flehte Ismene wieder mit herzzerreißender Geberde und wankte, sich erhebend, bis an die Fensterbrüstung, über welche sie weinend und jammernd hinabschaute.

„Ismene, bist Du es gewesen?“ rief Romero mit herabgestimmtem Ton und erkannte nun in dem Tuch und in der Gestalt der Dienerin seinen großen unverzeihlichen Irrthum.

„Sei ruhig, Ismene, es wird ihm nichts gethan haben“, sagte er verlegen und wollte sie von dem Fenster entfernen, doch das Mädchen begann jetzt erst recht zu wehklagen und zu weinen und hielt sich an der Fenstersäule fest, indem es in den Grund hinabspähte und der Schattengestalt Harry's folgte, die jetzt hinkend den Waldstrich erreichte, wo das Pferd stand.

„Komm, Ismene, geh in das Schloß, sage aber Deiner Herrin nichts davon. Morgen früh gebe ich Dir Geld, und dann kannst Du Deinen Geliebten heilen lassen, wenn er verwundet sein sollte; ich sah ihn aber davonlaufen. Komm, geh jetzt! Daß Du aber der Gräfin kein Wort davon sagst! Es war Eure eigene Schuld, so in später Nacht hier in meinem Garten zusammenzukommen.“

Mit diesen Worten nahm der Graf das Mädchen beim Arm und führte es aus dem Pavillon in den Garten, wo er einen ängstlichen Blick nach der Thür warf, die zu den Gemächern der Gräfin führte.

„Geh leise und leg Dich zu Bette“, sagte Romero zu der Dienerin und eilte lautlosen Trittes selbst nach seinen Zimmern zurück.

Harry war während dieser Zeit bemüht, sein Pferd zu besteigen, was ihm nur unter sehr vielen Schmerzen gelang; diese steigerten sich aber noch bedeutend, als er sich in den Sattel niederließ; denn er kam gerade auf die Wunde zu sitzen, die ihm die erste Kugel des Grafen beigebracht hatte. Im Augenblick, als er sie empfing, war er in das Rankengeflecht unter dem Fenster gefallen und mit der starken Ranke, die er ergriff, in die Tiefe hinabgesunken. Der zweite Schuß des Grafen war an ihm vorübergepfiffen, und als er den Boden

erreicht, hatte er schnell seinen vor sich hinabgeworfenen Hut aufgenommen und war mit aller ihm möglichen Eile davongelaufen. Das Tuch, welches er um seinen Kopf gewunden hatte, diente ihm jetzt als Unterlage unter die Wunde, um die Blutung zu stillen. Bei jedem Schritt, den sein Roß that, zuckte er in Schmerz zusammen und versuchte es immer wieder, sich weniger unangenehm zu setzen, es war aber nun einmal nicht zu ändern, er mußte den Ritt aushalten. Die Schmerzen aber, welche die Wunde ihm erzeugte, waren unbedeutend gegen die, welche der Gedanke an die Documente über sein gekauftes Land in ihm hervorrief; denn es unterlag keinem Zweifel, daß der Graf ihm nicht allein dieselben vorenthalten, sondern daß er auch die dafür empfangenen viertausend Dollars nicht wieder herausgeben würde. Harry's ganzes Luftgebäude war zusammengestürzt und er verwünschte den Augenblick, wo er sich dem Zauber der Gräfin hingegeben hatte.

Endlich erreichte er sein Hotel und sagte dem Burschen, der ihm vom Pferde half, daß er mit demselben gestürzt sei und sich dabei schwer am Bein verletzt habe. Holcroft wurde aus seinem Schlafe geweckt, und es blieb Harry nichts Anderes übrig, als demselben den ganzen Hergang offen zu gestehen. Der Sklavenhändler machte ein sehr bedenkliches Gesicht bei die-

ser Mittheilung und meinte, daß noch viel Schlimmeres folgen werde.

Er untersuchte die Wunde und fand, daß sie sich nur auf das Fleisch beschränkte und gänzlich gefahrlos war, blieb jedoch bei Harry, um ihm durch kalte Umschläge die Schmerzen zu lindern.

Mit Angst und Bangen sah dieser dem Morgen entgegen, der ihm der Himmel wußte was für Schreckensnachrichten bringen würde. Plötzlich aber, noch früher, als er es erwartet hatte, trat Ismene mit einer guten Nachricht auf ihrem Antlitz in das Zimmer. Harry bat den Sklavenhändler auf Englisch, ihn allein mit dem Mädchen zu lassen, und sobald derselbe die Thür hinter sich geschlossen hatte, berichtete die Dienerin den weitern Verlauf des nächtlichen Abenteuers von dem Augenblick an, wo Harry aus dem Pavillonfenster verschwand.

„Es ist Alles gut gegangen, Herr Williams", fuhr die treue Dienerin dann fort, „nur ist die Gräfin in großer Besorgniß um Sie. Ich sagte ihr, daß ich Sie hätte in den Wald zu Ihrem Pferde eilen sehen, doch sie ließ mir keine Ruhe und ich mußte schon so früh hierher reiten, um zu erfahren, wie es Ihnen gehe. Als ich mein Maulthier besteigen wollte, drückte mir der Graf dies Goldstück in die Hand und legte mir nochmals Schweigen gegen die Condesa auf."

„Gott Lob, Gott Lob!“ sagte Harry mit einem tiefen Athemzuge. „Nun, melde dem Grafen, daß Du mir begegnet wärest und daß ich zu Pferde die Stadt verlassen hätte. Sage ihm, ich sei auf einige Tage verreist und ließe mich ihm und der Condesa bestens empfehlen.“

Damit stützte Harry sich auf seinen Arm, hob sich im Sopha in die Höhe und gab aus seiner Börse, die vor ihm auf dem Tische lag, der Ueberbringerin der Freudenbotschaft ein Goldstück.

„Und was soll ich meiner Herrin sagen?“ hob Ismene mit schlauem Lächeln an.

„Daß meine Wunde unbedeutend sei und daß ich hoffe, in einigen Tagen die Gräfin wiedersehen zu können“, antwortete Harry.

„Und keine Grüße?“ fragte die Vertraute mit schelmischem Blicke.

„Tausend und tausend Grüße, Ismene! Sage ihr, mein größter Schmerz wäre, von ihr getrennt zu sein, sage ihr — nun, sage ihr, daß sie ja Alles selbst wüßte, was ich ihr sagen ließe, und daß ich noch tausendmal mehr für sie im Herzen trüge. Nun eile, Ismene, damit Du in das Schloß zurückkommst, ehe der Graf zur Stadt fährt.“

Kaum hatte das Mädchen das Zimmer verlassen,

als Holcroft wieder hereintrat und, dem Blick Harry's begegnend, ausrief:

„Der Sturm ist vorüber, der blaue Himmel scheint wieder durch die Wolken; ich lese es auf Ihrer Stirn. Wie hat sich die Sache zum Guten gewandt?"

Harry erzählte ihm nun, was er durch Ismene erfahren hatte, und schloß mit der Bemerkung:

„Verdammt, wenn ich je wieder in eine solche Falle gehe!"

„Wenigstens mit mehr Vorsicht", sagte Holcroft. „Den Rückzug muß man sich besser offen halten, als über einen vierzig Fuß hohen Felsabhang. Ueberhaupt würde ich dieses Liedchen nicht wieder anstimmen, es steht Ihnen ja ein ungeheures Vermögen dabei auf dem Spiele. Sie haben noch wenig von den Freuden Mexicos gekostet, überlassen Sie jetzt die schöne Signora dem Glück der Erinnerung und folgen Sie, solange wir noch hier verweilen, meiner Leitung; Sie werden es nicht bereuen."

Nachdem die beiden Gefährten zusammen gefrühstückt hatten, kam eine Einladung für Harry zu einer Soirée für diesen Abend bei Santa-Anna.

„Das nenne ich Unglück", sagte Harry, nachdem Holcroft die Antwort darauf hinausgebracht, daß Herr Williams verreist sei. „Ich hatte mich darauf gefreut, dort die ganze vornehme Welt in vollem Staate zu sehen."

„Sie würden sich viel besser unterhalten, wenn Sie mit mir gehen könnten. Ich habe mich auf heute Abend mit mehreren Freunden verabredet, ein Fandangohaus zu besuchen, dort ist nicht die vornehme, aber die wirklich schöne Welt versammelt; ich sage Ihnen, eine Auswahl schöner Mestizen, wie ich sie nie reizender gesehen habe“, entgegnete der Sklavenhändler.

„Nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben; in wenigen Tagen werde ich mich bei Ihnen gesund melden“, sagte Harry lachend.

„Es thut mir leid, daß ich Sie heute abends allein lassen muß, ich bin aber im Dienste eines reizenden Augenpaars.“

„Hat nichts zu sagen, Holcroft, ich werde mich früh zur Ruhe begeben und von meinen Besitzungen in Texas träumen“, entgegnete Harrry scherzend.

Während des ganzen Tags pflegte der Sklavenhändler seinen angeschossenen jungen Freund, und erst als die Carrossen durch die hell erleuchteten Straßen dem Palais Santa-Anna's zurollten, verließ er ihn mit der Weisung, keinen Wein mehr zu trinken und sich frühzeitig schlafen zu legen.

Siebentes Kapitel.

Die kühle Abendluft wehte erfrischend durch die offene Balkonthür in Harry's geräumigen Salon, der nur durch das Mondlicht matt erhellt wurde, welches durch dieselbe und durch das Fenster herein drang.

Tausend Pläne und Berechnungen, wie er den höchsten Gewinn aus seinem Lande in Texas ziehen wollte, durchkreuzten Harry's lebendige Phantasie, als er die Thür sich leise öffnen hörte und sich im Glauben, es wäre sein Diener, der sie öffne, nach ihr umsah. Es war aber eine Frauengestalt mit einem schwarzen Tuch über dem Kopf, die lautlos eintrat und, die Thür hinter sich schließend, den Riegel vorschob.

„Nun?" sagte Harry erstaunt und sah schärfer nach der Erscheinung hin, indem er zugleich den Dolch erfaßte, der vor ihm auf dem Tische lag.

Da warf die Unbekannte das Tuch von sich, breitete ihre Arme nach Harry aus und flog mit den Worten: Mein Harry, meine Seligkeit!" zu ihm hin. Es war die Gräfin Romero.

„Laodice, um Gottes Willen!“ rief Harry erschrocken aus und richtete sich trotz des Schmerzes in seiner Wunde im Sopha auf, doch die Condesa lag vor ihm auf ihren Knieen, hielt seine Hand in den ihrigen und drückte krampfhaft ihre Lippen darauf.

„Sei unbesorgt, Geliebter, ich bürge Dir mit meinem Leben für unsere Sicherheit“, sagte sie dann, sich zu Harry erhebend, und sank, ihre Arme um ihn schlingend, an seine Brust. Mit ihren Lippen erstickte sie die Worte, die er noch sagen wollte, und wie wenn der Engel der Liebe das Gemach durchwehte, verstummten beide in berauschender Umarmung.

„Aber, süße, himmlische Laodice!“ hob nach einigen Augenblicken Harry wieder an.

„Wir sind sicher, ganz sicher, Geliebter“, fiel ihm die Condesa in das Wort. „Der Graf ist bei Santa-Anna zur Soirée und ich sollte ihn begleiten, doch da ich ihn bat, allein zu gehen und mich die Oper besuchen zu lassen, willigte er im Bewußtsein, mir in vergangener Nacht großes Unrecht gethan zu haben, ein. Die heilige Jungfrau hat uns beschützt, mein Harry! O dürfte ich nur bei Dir bleiben und Deine Wunde kühlen; Du Armer — mußt mir zu Liebe so leiden. Bist Du denn auch wirklich nicht gefährlich verletzt?“

„Durchaus nicht, Beste, es ist nur ein Schramm-

schuß, es hat gar nichts zu sagen", versetzte Harry, den Schmerz verbeißend, den das Aufsitzen ihm verursachte.

„Du willst mich nur beruhigen, Du Liebling meiner Seele, und hast doch große Schmerzen, ich sehe es Dir an; kann ich denn gar nichts für Dich thun, was Dir Linderung verschaffte? Muß denn Deine Wunde nicht verbunden werden?" fuhr die Condesa theilnehmend fort, doch Harry beruhigte sie und sagte ihr, er hoffe in wenigen Tagen sich wieder in ihrer Villa einfinden zu können.

Die Condesa bot die ganze Macht ihrer Reize auf, um Harry das Gefühl darzuthun, welches für ihn in ihrer Brust lebte; so sehr er sich aber auch bemühte, in seinen Liebesbezeigungen gleichen Schritt mit ihr zu halten, so stand der Augenblick, in welchem er den Schuß erhielt, doch noch zu lebendig vor seiner Seele, als daß seine Leidenschaft schon wieder so hoch hätte fliegen können. In der That, es würde mehr zu seinem Gefühl gepaßt haben, wenn die Liebkosungen der Condesa etwas weniger feurig gewesen wären, nur als sie zuletzt zum Abschied nochmals ihre Lilienarme um ihn schlang, raffte er alles ihm gebliebene Feuer zusammen und preßte sie mit aller Glut zum Lebewohl an seine Brust. Und doch mußte er sich sagen, daß er nie im Leben ein schöneres, liebenswürdigeres, reizenderes Weib gesehen habe.

Ihre Thränen netzten seine Wangen, seine Hände, und es war, als gebe sie ein Stück von ihrem Leben hin, als sie sich endlich von dem Heißgeliebten losriß, das schwarze Tuch über den Kopf warf und leise, wie sie gekommen war, das Zimmer verließ.

Harry sah ihr nach und hielt seinen Blick, in Gedanken versunken, noch lange Zeit auf die Thür geheftet, nachdem dieselbe sich hinter der ihn so sehr liebenden Frau geschlossen hatte. Welch große Veränderung war seit gestern in seinem Gefühle für sie eingetreten! War sie heute weniger schön, weniger liebenswürdig als gestern, und welche Gewalt hatte seiner Leidenschaft für sie Abbruch gethan? So fragte sich Harry, als er auf die Thür blickte, durch welche die Gräfin verschwunden war, und der Gedanke an die Schätze, deren Besitz ihm bevorstand, beantwortete seine Frage. Die fünf Leguas Land verdrängten von Stunde zu Stunde mehr jedes andere Interesse aus seiner Seele. Große Reichthümer zu besitzen, war seine einzige, wirklich innig, mit seinem ganzen Sein verbundene Leidenschaft, wenn er auch keine Energie, keine Ausdauer besaß, für den Erwerb derselben seine ungewöhnlichen Talente und Fähigkeiten zu verwenden. Sie mußten und sollten ihm werden, das Gefühl verließ ihn keinen Augenblick; auf welchem Wege und durch welche Mittel, das war ihm gleich, nur hielt

er nach Holcroft's Lehre die Augen offen, um keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, die ihm dazu verhelfen könnte. Und jetzt hatte er ja die Gelegenheit erfaßt, die fünf Leguas Land mußten ihm, mit Umsicht verwerthet, hunderttausend Dollars einbringen. In der Liebelei mit der Gräfin aber war ihm die Gefahr entgegengetreten, um den Erwerb derselben zu kommen, und der Gedanke daran, sowie der unleidliche Schmerz der Wunde und das Zuhausesitzen löschten den letzten Funken seines Feuers für die Reize der heißblütigen schönen Condesa aus. Er war entschlossen, sobald er in den Besitz der Documente gekommen sein würde, Mexico Lebewohl zu sagen und nach Texas, der Quelle so großen Reichthums, zurückzukehren.

Die Heilung von Harry's Wunde ging rasch von statten, dennoch blieb er über eine Woche an sein Zimmer gefesselt. Die Sehnsucht der Condesa nach ihm steigerte sich von Tag zu Tag und sprach sich immer heißer, immer verlangender in den zierlichen parfümirten Billets aus, welche Ismene ihm täglich überbrachte. Bald lag eine Locke ihres glänzenden Haars, bald ein Blümchen darin und oft konnte man in der zerflossenen Schrift die Thräne erkennen, welche dieselbe benetzt hatte.

Harry's Sehnsucht steigerte sich in gleichem Maße, aber nicht nach der liebenden Condesa, sondern nach den

Documenten über das Land, und obgleich seine Wunde noch nicht völlig geheilt war, entschloß er sich doch eines Morgens, dem Grafen Romero einen Besuch in dessen Geschäftslokal abzustatten. Derselbe war außerordentlich erfreut ihn wiederzusehen und machte ihm liebevolle Vorwürfe, namentlich im Namen seiner Gattin, über sein plötzliches Verschwinden ohne Abschied. Er sagte ihm, daß die Gräfin wirklich über den Verlust seiner Gesellschaft getrauert habe und daß er ihm zu Liebe noch heute in der Villa erscheinen müsse, um seine Gemahlin wieder zu erheitern.

Mit Ungeduld ließ Harry den zärtlichen Gatten ausreden und fragte dann nach den Documenten.

„Die sind ausgefertigt und zur Aushändigung an Sie bereit, doch sollen Sie dieselben aus der Hand der Gräfin empfangen, ich nehme sie heute mit mir hinaus, sodaß dieselben unsere Freundschaft unterstützen sollen, Sie zu uns zu führen“, entgegnete der Graf mit großer Freundlichkeit.

„Dieser Hülfe bedarf Ihre Freundschaft nicht, verehrter Herr Graf, auch ist das Geschäft zu unbedeutend, als daß es einen besondern Werth für mich haben könnte; mein Herz bringt mich viel schneller zu Ihnen als diese todten Papiere. Dieselben werden aber einen hohen Werth für mich erhalten, wenn ich sie aus der

gütigen Hand der Frau Gräfin empfange, wozu ich gern noch heute bereit bin; ich werde mich nach Tische auf Ihrem reizenden Landsitze einfinden. Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor seit dem letzten glücklichen Abend, den ich dort Ihrer Güte und Freundschaft zu verdanken hatte."

Bei diesen verbindlichen Worten drückte Harry dem Grafen die Hand, weigerte sich aber, Platz zu nehmen, weil er, wie er sagte, vor Tische noch einige Besuche zu machen habe, und verließ ihn mit der Bitte, ihn der Gräfin auf das angelegentlichste zu empfehlen.

Heute mußte statt des Rosses ein Wagen Harry hinaus zu Romeros tragen. Die Sonne neigte sich schon den Gebirgen zu, als er nach der Villa den Schlangenweg hinanfuhr, welcher an der Felswand unter dem fatalen Pavillon vorüberführte.

Er schaute an dem senkrechten Abhang hinauf, den er in jener Nacht so eilig und so unfreiwillig herabgekommen war, und betrachtete die rettende Ranke, die noch am Felsen hin auf dem Boden lag und ohne welche er unfehlbar den Hals gebrochen haben würde. Dem Pavillon sagte er im Stillen auf ewig Lebewohl.

Glück und Liebe strahlend kam ihm die Gräfin vor dem Schlosse entgegen, um ihn durch ihren Blick jubelnd zu bewillkommnen, mit Worten ihm aber Vor-

würfe über sein stummes Verschwinden und über seine lange Abwesenheit zu machen. Wie der Himmel nach einem vorübergegangenen Sturme klarer und freundlicher erscheint als gewöhnlich, so war die Gräfin heute schöner und bezaubernder als je vorher; aus dem Sammtdunkel ihrer prächtigen Augen leuchtete die Wonne beglückter Liebe, ihre sonst bleichen Wangen hatten sich mit einem Purpurhauch gefärbt und ihre wie zu einem Jubellaut geöffneten Lippen zeigten den Alabaster ihrer Zähne. Keine Mantille, kein Schleier hob heute den Schnee ihrer wundervollen Büste, ihrer makellosen Arme, keine Juwelen zierten deren edle, elastische Formen, es war kein Sieg mehr zu erringen, er war nur zu feiern, sein Glück zu genießen.

So genußreich der inn'ge Handdruck und der liebewarme Blick der Condesa aber die nächste Zukunft Harry's auch bezeichneten, so drohten deren Freuden ihm und dem Ziel des Grundgedankens seiner Seele zu große Gefahren, als daß dieselben seine Leidenschaft für die schöne Frau abermals hätten in Flammen setzen können. Die unbedingte Gewalt aber, die er über seine äußere Erscheinung besaß, verbarg der Gräfin die Veränderung, welche in ihm vorgegangen war, und ließ sie in ihm dieselbe ungezügelte Liebesglut für sie sehen, welche ihn bis zu jener Schreckensnacht an sie gefesselt hatte. Seine

Blicke waren noch ebenso feurig, der Druck seiner Hand noch ebenso innig und seine Worte enthielten noch dieselben Zusicherungen, dieselben feinen Betheuerungen seiner Liebe, in denen der Graf immer nur die Artigkeit des eleganten Gentleman erkannt hatte.

Die Condesa hatte kaum ihren so sehnlich erwarteten Gast bewillkommnet, als ihr rasch nachfolgender Gatte bei ihr erschien und gleichfalls seine Freude über die so lange entbehrte Gesellschaft desselben aussprach. Das glückliche Ehepaar geleitete Harry in das Schloß und nach dem Salon, wo in der heitersten Stimmung einige Erfrischungen eingenommen wurden.

Die Sonne hatte ihren letzten Blick in das Thal von Mexico gethan, als die Gräfin einen Spaziergang durch den Park vorschlug und alle drei sich erhoben.

„So gehen Sie mit der Condesa voran, verehrter Herr Williams, ich habe noch etwas in meinem Arbeitszimmer zu besorgen und werde Ihnen bald nachfolgen", sagte der Graf mit höflich grüßender Handbewegung und eilte in das Seitengemach, worauf auch die Gräfin mit ihrem Liebling den Salon verließ und sich in das Freie hinaus begab.

„Weshalb kommst Du zu Wagen und nicht auf Deinem treuen Rosse, mein Harry?" fragte die Condesa

ihren Begleiter, als sie in den Orangenhain hinter dem Schlosse eintraten.

„Es ist lahm, theure Laodice“, entgegnete Harry bedauernd.

„Warum nahmst Du nicht ein anderes?“ fuhr die Gräfin schnell fort; „der Wagen kann doch nicht auf Dich warten, bis ich Dich von meinem Herzen entlasse.“

„Um des Himmels Willen, Laodice, es ist zu gefährlich für Dich, ich darf Dein Glück, Deinen Frieden nicht für meine Seligkeit abermals auf das Spiel setzen.“

„Mein Glück, sagst Du? Wo in der Welt gibt es noch Glück für mich als an Deiner Brust? Nein, nein, und wenn ich zehn Leben hinzugeben hätte für eine Stunde des Glücks an Deinem Herzen, ich thäte es mit Freuden. Ich muß Dich sehen in dieser Nacht“, sagte die Gräfin mit bittendem Tone.

„Unmöglich, Laodice. Denke an den Schreckensaugenblick in dem Pavillon; wenn Dich der Graf erkannt hätte, was wäre Dein Schicksal gewesen und welch schrecklicher Vorwurf würde mich getroffen haben!“

„Mein Schicksal?“ fiel die Gräfin ein; „das Leben für Deine Liebe hinzugeben, wäre mir kein Opfer. O bitte, Harry, versprich mir, daß ich Dich um Mitternacht finden soll.“

„Ich darf es nicht, um Deinetwillen nicht, himm-

lische Laodice, und wenn meine Sehnsucht nach Dir mir das Leben kosten sollte", antwortete Harry, flehend in die glühenden Augen der Gräfin schauend, und preßte beide Hände auf sein Herz.

„Du hast unnöthige Angst, Harry. Der Graf hat seine Uebereilung sehr bereut und wird nie wieder solchen Gedanken Raum geben; auch geht der Mond jetzt erst gegen Morgen auf. Es droht uns keine Gefahr, lasse mich nicht vergebens bitten."

„Es ist unmöglich, engelsüße Laodice, ich kann ja den Kutscher nicht auf mich warten lassen."

„Du kannst ihn aber nach der Stadt schicken und mir zu Liebe den Weg zu Fuße gehen. Nicht wahr, Du bringst mir das Opfer?" sagte die Condesa noch bittender als zuvor und hob ihre gefalteten Hände zu Harry auf.

„Ich bin es ja aber gar nicht im Stande, bester Engel; meine Wunde ist noch nicht geheilt, ich würde die Stadt nicht erreichen", versicherte Harry abwehrend und blickte rasch hinter sich, indem er sagte: „Ich höre den Grafen kommen."

Die Hoffnung, die ihn diese Worte sagen ließ, sollte in Erfüllung gehen, denn wirklich kam in diesem Augenblick der Graf mit schnellen Schritten unter den duftenden, mit goldenen Früchten beladenen Bäumen heran

und eilte mit Papieren in der Hand auf die beiden Lustwandelnden zu.

„Hier, Laodice“, sagte er zu seiner Gattin, „überreiche diese Papiere unserm lieben, theuern Freunde und gib ihrem Inhalt dadurch Segen und Gedeihen.“

Die Gräfin sah mit Thränen im Auge fragend zu Harry auf, worauf dieser schnell und lächelnd versetzte:

„Ich habe darum gebeten, verehrte Condesa, indem die Papiere nur dadurch Werth für mich erhalten können, daß ich sie aus Ihrer schönen Hand empfange.“

„Sehr gern komme ich Ihrem Wunsche nach, Herr Williams“, entgegnete die Gräfin, indem sie die Papiere aus der Hand ihres Gatten nahm und sie Harry hinreichte. „Aber darf ich denn nun auch wissen, was diese wichtigen Documente enthalten?“ fuhr sie dann fort und sah halb lächelnd, halb weinend zu dem Geliebten auf.

„Die ganze Wichtigkeit dieser Papiere besteht nur darin, Condesa, daß Sie mir dieselben reichten, sonst sind sie für mich ohne Werth; sie enthalten nur Besitztitel über Land, welches ich von der Regierung kaufte“, antwortete Harry in scherzendem Tone.

„Land?“ fragte die Gräfin mit aufleuchtendem Blick. „Land, hier in der Nähe?“ O dann sind wir es,

für welche die Papiere Werth haben, denn sie geben uns die Hoffnung, daß Sie uns nicht ganz verlassen und wieder in Ihr mildes Texas ziehen werden."

„Nein, das Land liegt in Texas", bemerkte der Graf.

Die Condesa schrak zusammen.

„In Texas?" sagte sie mit einem schweren Athemzuge und wurde bleich wie Marmor. Sie hatte ihren Fächer entfaltet und verbarg, langsam vorwärts schreitend, vor ihrem Gatten die Thränen, die abermals ihren Augen entquollen. Harry aber, dem sie ihren verzweifelnden Blick zuwandte, sagte schnell:

„Ich hoffe, durch Verkauf dieses sowie meines übrigen Landes in Texas mein Einkommen so hoch zu stellen, daß ich ganz hierher übersiedeln und in diesem Paradiese unabhängig leben kann."

Dabei winkte er der Gräfin mit einem liebeheißen Blick die Versicherung zu, daß er sie niemals verlassen könne, und wie die Sonne das Gewölk durchbricht, so stahl sich mit dem Blick der Condesa ein freudiges, dankbares Lächeln durch ihre Thränen. Sie blieb aber still und in sich gekehrt, so sehr sich Harry auch bemühte, sie durch Aufmerksamkeiten und verstohlene Zeichen seiner Leidenschaft zu erheitern.

Dabei waren seine Gedanken aber nur mit den

Papieren in seiner Tasche beschäftigt, sie zogen ihn nach der Stadt zurück, und früher als gewöhnlich trat er unter dem Vorwande, seinen Kutscher nicht länger aufhalten zu dürfen, trotz der schmachtenden, drohenden und flehenden Blicke der Gräfin seine Rückfahrt an.

Er hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht, das Land mußte ihn zum reichen Manne machen, und er beschloß, sich mit dem ersten von Veracruz abgehenden Fahrzeuge nach Neuorleans einzuschiffen.

Mehrere Tage verstrichen, ohne daß Harry den Einladungen der Gräfin und des Grafen, sie auf dem Landgute zu besuchen, Folge geleistet hätte, er schützte Unwohlsein vor und empfing Ismene, die ihm regelmäßig des Morgens ein Billet von der Condesa brachte, auf seinem Sopha liegend. Abends aber folgte er der Führung seines Freundes Holcroft zu den Belustigungen, welche die Hauptstadt bot und bei welchen sie die Nächte verbrachten.

Eines Morgens fand sich Ismene abermals mit einem Billet von der Gräfin bei Harry ein, worin diese ihm ihre Angst, ihre Sorge um ihn klagte und ihn beschwor, sie aus ihrer tödtenden Ungewißheit zu reißen und ihr die Wahrheit über seinen Zustand mitzutheilen. Er schrieb ihr mit den zärtlichsten Worten, daß er immer noch Fieber habe, daß der Arzt ihm noch

nicht erlauben wolle, sein Zimmer zu verlassen, und daß er in Sehnsucht und Verlangen nach ihr vergehe.

Diese Nachricht erfüllte die Condesa mit neuer Besorgniß. Ihr Verlangen, den Geliebten zu sehen und sich selbst von seinem Befinden zu überzeugen, ließ ihr nicht länger Ruhe, und da der Graf an diesem Abend eine Einladung des Finanzministers angenommen hatte, so ließ sie sich von ihm nach dem Opernhause bringen mit der Abrede, ihn zur Rückfahrt in ihrem Palais zu erwarten.

Sie wollte nur kurze Zeit in dem Opernhause bleiben und dann zu dem Geliebten ihres Herzens eilen.

Die Oper hatte bereits begonnen, als sie in ihre Loge eintrat und sich niederlassend zwischen der vorgezogenen Mantille hindurch ihren Blick an dem ersten Range gegenüber hingleiten ließ. In der letzten Loge nahe der Bühne bemerkte sie in deren Hintergrund eine verschleierte Dame, die sich, wie es schien, sehr lebendig mit Jemand an ihrer Seite unterhielt, den die Condesa wegen der Logenwand nicht sehen konnte. Nur einige Augenblicke hatte sie der Verschleierten ihre Aufmerksamkeit geschenkt und wandte ihre Augen nun der Bühne zu. Kurze Zeit darauf jedoch blickte sie wieder nach jener Loge hin und sah für einen Moment den Lockenkopf eines Mannes sich zu der Verschleierten vorneigen und dann wieder verschwinden.

Wie ein Eisstrom fuhr es der Gräfin durch die Glieder, ihr Blick blieb stierend auf der Verschleierten haften und ihre Rechte griff krampfhaft nach dem Dolch, den sie in ihrem Busen trug; der Lockenkopf, den sie gesehen hatte, war der ihres Geliebten, war Harry's Kopf gewesen. Doch es war nicht möglich, sie mußte sich geirrt haben, denn Harry lag ja fieberkrank in seinem Hotel. Unbeweglich hingen ihre Augen an der Verschleierten, statt der Kälte, die sie durchrieselt hatte, strömte es immer glühender durch ihre Adern, es war ihr, als wolle ihr die Brust zerspringen, als wollten die Pulse an ihren Schläfen zerreißen.

Ha, da war der Kopf wieder, es war Harry selbst, der jetzt der Verschleierten in das Ohr flüsterte!

Wie vom Blitz getroffen, zuckte die Gräfin zusammen, ihr Athem stockte und sie erfaßte den Stuhl, auf dem sie saß, um nicht von ihm herabzusinken. Nach einigen Augenblicken aber ermannte sie sich, ihre Augen sprühten Flammen und ihre Hand hielt den Griff ihres Dolches umklammert. Regungslos saß sie da und stierte nach der Nebenbuhlerin hinüber, und nur wenn der Kopf des Treulosen sichtbar wurde, ergriff ein Zittern ihre Glieder.

Da erhob sich die Verschleierte, die Logenthür öffnete sich für sie und schloß sich hinter ihr.

Wie die Tigerin, der man ihr Junges geraubt, schoß die Gräfin aus ihrer Loge und durch den Corridor nach der Treppe, die in die Straße führte, und langte dort unmittelbar hinter Harry und der an seinem Arme hängenden Verschleierten an. Zitternd blieb die Condesa stehen, um sie vor sich in die Straße hinaus gelangen zu lassen, dann folgte sie ihnen lautlosen, flüchtigen Fußes.

Harry und seine Schöne gingen sehr eilig und hatten die nächste Straßenecke erreicht, als die Condesa fliegenden Schrittes sich ihnen nahte und Harry nach dem Rauschen ihres Seidengewandes sich umsah.

„Treuloser Verräther!" schrie die Gräfin mit entsetzlicher Stimme und stürzte mit gehobenem Dolche auf ihn ein, doch Harry wehrte sie mit seiner Linken zurück und die scharfe Klinge in der Hand der Frau vergrub sich in seinem Arme.

Seine Rechte aber hatte im selben Augenblick die Hand der Condesa ergriffen, ihr den Dolch entwunden und stieß sie von sich, daß sie zurück gegen die Mauer wankte. Dann beflügelte er mit seiner Begleiterin seine Schritte und war bald aus dem Gesichtskreis der zurückbleibenden Gräfin verschwunden.

Ein Arzt war mit dem Verbinden von Harry's Arm beschäftigt, als Holcroft zu ihm in das Zimmer trat und überrascht erkannte, was sich zugetragen hatte.

„Das wird schlecht heilen, es war eine dreischneidige Klinge, die Ihnen die Wunde beibrachte“, bemerkte der Sklavenhändler und sah dem Doctor bei seiner Arbeit zu; sobald derselbe aber den Verband angelegt und das Zimmer verlassen hatte, nahm er wieder das Wort und sagte:

„Das war ernstlich gemeint, Williams. Haben Sie eine Ahnung davon, wer Ihnen diesen Gruß gesandt hat?“

Harry erzählte ihm nun den ganzen Hergang und sprach seine Vermuthung aus, daß die Gräfin im Theater gewesen sei und daß sie ihn dort mit der schönen Mestize gesehen habe, worauf der Sklavenhändler sagte:

„Dann ist es hohe Zeit, daß wir unsere Federn von hier fortblasen, denn das Weib wird jede ihr zu Gebote stehende Gewalt aufbieten, um Sie aus der Welt zu schaffen. Ob wir hier oder in Veracruz auf ein Schiff warten, ist einerlei, lassen Sie uns morgen früh abreisen.“

Harry stimmte gern seinem Vorschlag bei und am folgenden Morgen schon saßen die beiden Abenteurer in der Postkutsche, welche sie am zweiten Abend nach Veracruz brachte.

Der Zufall war ihnen günstig und schon wenige Tage nach ihrer Ankunft befanden sie sich an Bord eines

herrlichen Fahrzeugs, welches den Hafen verließ und sie nach Neuorleans führte.

So viel Anziehendes diese Weltstadt auch immer für Harry gehabt hatte, so erdrückten die glänzenden Aussichten, welche ihm in Texas lachten, doch augenblicklich jedes Interesse für andere Freuden, er schied von seinem Freunde Holcroft und schiffte sich nach Galveston ein. Hier angelangt, bezog er den ersten Gasthof und fuhr am andern Morgen nach der Farm hinaus, auf welcher seine Mutter mit seinem jüngern Bruder und seiner Schwester lebte. Der Jubel derselben, den Liebling ihres Herzens wiederzusehen, war groß, noch größer aber die Freude über das Glück, womit ihn der Himmel gesegnet hatte.

Auch für Harry waren die Berichte, die er von den Seinigen über ihr Ergehen erhielt, sehr befriedigend. Die Farm seiner Mutter warf infolge der Vergrößerung der Stadt Galveston einen bedeutenden Ertrag ab und sein älterer Bruder Ashmore war gleichfalls nach Texas eingewandert und hatte sich am Brazosflusse eine vortreffliche Farm eingerichtet.

Angenehmer aber als alle diese freudigen Familiennachrichten berührten Harry die sich immer günstiger gestaltenden Verhältnisse des Staates und namentlich der bedeutend erhöhte Werth des Grundeigenthums.

Die Ursache hiervon lag in der täglich sich mehrenden Einwanderung aus den Vereinigten Staaten, von woher man nicht selten Züge von dreißig bis vierzig Wagen mit Ansiedlern erscheinen sah.

In höchster Begeisterung für seine nächste Zukunft verließ Harry nach wenigen Tagen die Seinigen und begab sich auf das Festland und zwar zuerst zu seinem Bruder Ashmore auf dessen Farm am Brazosflusse.

Dieser empfing den halbverschollenen Harry mit großer Wärme und Herzlichkeit und war außer sich vor Freude, als derselbe ihm mittheilte, welchen Reichthum er sich erworben habe. Namentlich machte es Ashmore sehr glücklich, daß sein Bruder einen so bedeutenden Strich Landes ganz in seiner Nähe an den reizenden, gesunden Ufern des schönen San-Bernardflusses besaß und daß er selbst sich auf demselben niederlassen und eine Baumwollenplantage dort anlegen wolle. Ashmore rieth ihm nun, sofort die fünf Leguas vermessen und in die Karten des Staates auf seinen Namen eintragen zu lassen, damit ihm keine Streitigkeiten mit Einwanderern erwachsen möchten, welche sich etwa darauf ansiedeln könnten.

Es war dies auch die Absicht Harry's gewesen, und er begab sich zuerst nach Nacogdoches und dann nach San-Augustine, in welchen beiden Districten er die ge-

kauften und in den Besitztiteln nur unbestimmt angegebenen drei Leguas Land genau vermessen und bezeichnen und sich darüber die nöthigen Documente von der Landesverwaltung ausstellen ließ. Dann kehrte er zu seinem Bruder Ashmore zurück, suchte sich an dem San-Bernardflusse das schönste, noch von Privatbesitz freie Stück Land aus und ließ auf demselben nun die letzten zwei Leguas Land für sich vermessen.

In Nacogdoches sowie in San-Augustine hatte er bekannt gemacht, daß er erbötig sei, kleinere Stücke Landes an Einwanderer zu verkaufen, und in beiden Districten Leute damit beauftragt, Kauflustigen seine Besitzungen zu zeigen.

Diese lagen sehr nahe an der Grenze der Vereinigten Staaten und in der bewohntesten Gegend von Texas, sodaß bald mehrere namhafte Landverkäufe davon abgeschlossen wurden und Harry bedeutende Summen Geldes dafür in seine Hände bekam.

Er hatte eine große Zahl Arbeiter gedungen, die auf seinem Lande am San-Bernardflusse eine Plantage für ihn herrichteten und die Felder für dieses Jahr mit Mais bepflanzten, weil ganz neues Land sich für Baumwolle nicht eignet. Zugleich kaufte er Kühe, Schweine, Maulthiere und Pferde und ließ sich schließlich auf dem hohen Ufer des Flusses ein nettes hölzernes Wohngebäude aufführen.

Harry Williams galt jetzt für einen der bedeutendsten Grundbesitzer in Texas und zählte bald zu den angesehensten, einflußreichsten Persönlichkeiten dieses Landes. Sein Charakter erschien rein und fleckenlos, sein feines, vornehmes Benehmen verschaffte ihm allgemeine Achtung und seine schöne, liebenswürdige Erscheinung machte ihn allenthalben lieb und angenehm. Die ersten Leute im Staate suchten seine Bekanntschaft und bei allen Berathungen für das Wohl des Landes wurde seine Stimme hoch gehalten.

Das politische Leben in Texas war seit dem Siege Santa-Anna's über Bustamente ein viel regeres geworden und mit den unbegrenztesten Hoffnungen sah man zu dem Sieger hin. Texas war unter Bustamente's Regierung stiefmütterlich und tyrannisch behandelt worden, seine schönsten Ländereien waren an reiche Spanier gegeben, alle Abgaben an die Regierung in Mexico eigenmächtig um das Doppelte erhöht, die Truppenmacht in allen Hauptplätzen des Landes war bedeutend vermehrt, um die Unzufriedenen mit Gewalt in Unterwürfigkeit zu halten, und seine Grenzen gegen die wilden, raub- und mordlustigen Indianer waren gänzlich unbeschützt. Alle Klagen, alle Beschwerden, die dieserhalb nach Mexico gerichtet wurden, blieben unbeantwortet und unberücksichtigt. Die Nachricht von dem Sturze Bustamente's

wurde darum in Texas mit dem lautesten Jubel begrüßt und die Vivas und Hurrahs für Santa-Anna schallten von einem Ende des Landes zum andern.

Texas und Coahuila bildeten, seit Mexico das spanische Joch abgeworfen hatte, zusammen einen Staat dieses Reichs, doch war Texas die Erlaubniß zugesichert, sich von Coahuila zu trennen und einen Staat für sich zu bilden, sobald die Zahl seiner Bevölkerung es dazu ermächtigte. Diese Zeit war jetzt gekommen, und es waren namentlich die eingewanderten Amerikaner, die auf diese Scheidung drangen, weil die noch immer sehr unbedeutende Bevölkerung Coahuilas ausschließlich aus Mexicanern bestand und Texas fast sämmtliche Abgaben für sie mit an die Regierung aufzutreiben hatte.

In dem Frühjahr 1833, als Harry Williams nach Texas zurückkehrte, ward für einen neuen Präsidenten von Mexico gewählt, und die Wahl in Texas fiel einstimmig auf Santa-Anna. Auch in allen andern Staaten des Reichs hatte er die Stimmenmehrheit für sich und im März bestieg er den Präsidentenstuhl.

Der Abgeordnete von Texas für den Landtag in Mexico war Oberst Austin, einer der angesehensten Männer des Landes, und ihm wurde die Petition um Lostrennung von Coahuila, welche in San-Felipe bei einer Volksversammlung ausgefertigt worden war, mit-

gegeben. Santa-Anna, der neue Präsident, empfing Austin mit der größten Auszeichnung und machte ihm alle Hoffnung für die Genehmigung des Gesuchs. Wochen verstrichen aber ohne eine Entscheidung der Regierung, und als Austin auf eine solche drang, wich man ihm mit einer Antwort aus, behandelte ihn mit Geringschätzung, und er überzeugte sich bald, daß für Texas keine Hoffnung vorhanden sei, zu seinem Ziele zu gelangen. Austin, entrüstet über die Doppelzüngigkeit Santa-Anna's, reiste von der Hauptstadt ab, wurde aber auf seinem Wege nach Veracruz gefangen genommen, nach Mexico zurückgebracht und dort in ein greuliches Gefängniß geworfen, wo er wie ein Mörder behandelt wurde.

Dies Verfahren gegen den Abgeordneten des Staates setzte alle Gemüther, namentlich die der amerikanischen Bevölkerung desselben, in Flammen und allenthalben wurden Stimmen laut, daß Texas sich von Mexico trennen und sich selbstständig zur Republik erheben müsse.

Santa-Anna verstärkte aber alle Militärposten in Texas, entfernte alle Amerikaner vom Staatsdienste und sandte Mexicaner an deren Stelle, die, von dem Militär unterstützt, die Zügel der Gewalt nun noch straffer anzogen.

Harry Williams gehörte als ein thätiges Mitglied

zu der unzufriedenen Partei und zu den eifrigsten Fürsprechern der Losreißung von Mexico. Es war aber nicht Liebe für Land oder Volk, welche ihn dabei beseelte, es war sein persönliches Interesse, welches ihn leitete. Erhob sich Texas zu einer selbstständigen Republik, so geschah dies durch die Kraft seiner amerikanischen Bevölkerung, und dann unterlag es keinem Zweifel, daß Sklaverei in seine Staatseinrichtungen aufgenommen werden würde. Und was konnte wohl den Werth des Grundbesitzes schneller und höher heben als Arbeitskraft, was konnte Harry's liegende Güter rascher in ungeheure Summen baaren Geldes umwandeln als die Einführung der Sklaverei! Ohne selbst aber öffentlich seine Meinung auszusprechen und sich dadurch mit den mexicanischen Behörden zu entzweien, schürte er nur im Stillen unter den Amerikanern eifrig das Feuer, welches die Einkerkerung Austin's in deren Gemüthern entzündet hatte.

Ende des zweiten Bandes.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Die Ogilvies

Oder:

Herzenskämpfe.

Roman

von

der Verfasserin von „John Halifax".

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.

3 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

East Lynne.

Von

Frau Henry Wood.

Aus dem Englischen

von

Heinrich von Hammer.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.
